

Der Bote aus dem Ruhrta.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrta.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1-paltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrta.“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Eine geradezu unerhörte Meldung kommt aus China. Von den Aufständischen ist der deutsche

Kreuzer Emden beschossen

worden. Die Chinesen feuerten von den in ihren Händen befindlichen Forts auf das auf dem Yangtse liegende Kriegsschiff, das das Feuer natürlich sofort erwiderte, bis die Forts das ihrige einstellten. Daß derartige Dinge, die außerordentlich lebhaft an die bekannten Chinawirren erinnern, vorzukommen können, zeigt, wie sehr das chinesische Kaiserreich zerrüttet ist. Ob Präsident Yuan sich es fertig bringen wird, auf die Dauer Ordnung zu schaffen, möchten wir sehr bezweifeln. Jedenfalls wird die deutsche Regierung aber Sorge tragen, daß derartige Verletzungen des Völkerrechts nicht ungeahndet bleiben.

Auch in

Mexiko,

wo neuerdings zwei Deutsche ermordet wurden, ist unsere Regierung bereits energisch vorgegangen. Über Suerta, der gegenwärtige Präsident — die Vereinigten Staaten wollen ihn bekanntlich nicht anerkennen — wird kaum in der Lage sein, bei den unsicheren Verhältnissen im Lande durchaus zuverlässige Sicherheitsmaßnahmen zu schaffen, zumal ihm die Pantheons ansehnlich immer größere Schwierigkeiten bereiten. Zwar, von der einen Seite meldet man die ruhigsten und friedlichsten Dinge über die Vorfälle der Meinungsverschiedenheiten. Andererseits sollen aber von Washington aus bereits die Anordnungen aufgegeben worden sein, Mexiko zu verlassen, während dieses Truppen zusammenzieht. Das Ende ist also noch nicht abzusehen.

Friedlicher scheint es auf dem

Balkan

zugewandt. Trotz aller Ablehnungen hat Bulgarien offenbar bezüglich Adrianopels mit der Pforte Verhandlungen angeknüpft, die voraussichtlich auch zum Ziele führen dürften, da Bulgarien augenblicklich eben nicht in der Lage ist, Adrianopel zurückzuerobern und sich daher wohl oder übel mit einer Entschädigung abfinden lassen muß. Im Herzen des bulgarischen Volkes aber wird der Nachgedanke nicht erlöschen, bis durch die heranwachsende Jugend die Niederlagen gegen Serbien und Griechenland mit Blut ausgelöscht sind und Adrianopel zurückgewonnen ist. Angesichts der in diesem Sinne gehaltenen Volkskraft Ferdinands von Bulgariens an sein Volk und der sonstigen national- und wirtschaftspolitischen Gegensätze auf der Welt, kann eine Sager Friedenskonferenz nur erheitend wirken.

Daß gerade wir Deutsche alle Veranlassung haben, auf der Hut zu sein, das haben wir erst in diesen Tagen erfahren müssen. Die

Pöster Kaiserstage

haben sichtbar die Verhältnisse beleuchtet. Der schönen Feiertage, die durch die Teilnahme der ländlichen Anwohner sich zu einer ostmärklich-deutschen Rundgebung gestaltete, folgte ein wüster Ausbruch polnischer Säufer. Die polnischen Magnaten, die an der kaiserlichen Tafel teilgenommen hatten, wurden am Ende der Feier draußen von den Ulpolen der Straße mit einem Steinhaufen empfangen. Schlimmeres wurde

lediglich durch polizeiliches Eingreifen verhindert. Das zeigt denn doch, wie sehr die polnische Hege schon gewirkt hat. Bedauerlich ist nur, daß man den Hochverratsparagrafen ihnen gegenüber zu wenig in Anwendung bringt. Wie gefährlich derartige Dinge sind, das hat uns der polnische Aufstand im vorigen Jahrhundert bewiesen, der Preußen Frankreich gegenüber in die unangenehme Lage brachte. Es verstand damals die Verhältnisse ebensogut auszunutzen, wie noch früher Napoleon I., der die Polen als willkommenes Kanonenfutter benutzte hatte. Der damalige Gegensatz zwischen den Westmächten Frankreich, England, Österreich und Rußland drohte zum Kriege zu führen. Und Frankreich machte den Polen Hoffnungen, um Preußen zu zwingen, sich von Rußland ab- und den Westmächten zuzuwenden, über die Stokkraft Preußens hinwegzusetzen, wenn es im Kriegsfall auf russischer Seite stehen sollte. Nur der besonnenen englischen Politik war es zu verdanken, daß die Gefahr eines unheilvollen Krieges vorüberging. Und würde dieselbe Gefahr nicht bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich oder England drohen? Seien wir also auf der Hut!

Demgegenüber war es eine Freude für jeden deutsch empfindenden Mann, in diesen Tagen die Versammlung der Bundesfürsten in der Befreiungshalle zuenheim

im Geist oder gar in der Tat mitzuerleben. Die deutschen Bundesfürsten und Vertreter der freien Hansastädte waren auf die Einladung des bayerischen Prinzregenten hin über den Main geeilt, um gemeinsam der großen deutschen Vergangenheit zu gedenken. In seiner Ansprache gedachte der Prinzregent der deutschen Einheit und der Tage der Befreiung. Er ging auch nicht vorüber an der Schmach des Rheinbundes, zu dem doch auch einst Bayern gehört hatte. Aber er konnte mit freudigen Worten die Haltung des damaligen bayerischen Kronprinzen Ludwig schildern, der Napoleon bis aufs Blut gekämpft hat. Wurde doch einst dem Kaiser hinterbracht, daß der Verwegene im vertrauten Kreise auf seinen Untergang getrunken hatte, was den Eroberer zu dem Ausruf hinriß: „Was hindert mich, diesen Prinzen erschließen zu lassen?“ Und wie die Fürsten so im Kreise standen und den herrlichen Tönen lauschten, die der Prinzregent anschlug, da fühlte jeder das starke Band der Einigkeit, das sie alle umschloß. Es war ein herrliches Wort, das da ausgesprochen wurde:

„Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Teile des Reiches in Freude und Leid ist immer mehr erstarkt; und wer gleichwohl im Ausland mit der Uneinigkeit, der Eifersucht der Reichsglieder rechnen würde, wie dies wohl früher geschehen, würde diese Rechnung grausam getäuscht sehen.“

Und der deutsche Kaiser bezugte in seiner Antwort das feste Band der Zusammengehörigkeit, das Fürst und Volk umschließt. Mögen die Reichsfeier Stunden nie in unserm Volke verfließen, möge die Einigkeit der Fürsten uns ein Vorbild sein, dem wir nachstreben sollen mit ganzem Herzen.

Berliner Kaiserparade.

Nächtiges Kaiserwetter herrschte am Sedantage in Berlin, als auf dem dortigen Tempelhofer Felde der Kaiser die übliche Herbstparade über das Garderegiment abnahm. Das Berliner Publikum bereicherte dem Kaiser, der genau zwei

Monate lang von der Reichshauptstadt abwesend gewesen, herzliche Ovationen, für die der Kaiser mit freudlichem Grüßen dankte.

Punkt 8 Uhr begann der Kaiser, der die Uniform des 1. Garde-Regiments trug, die Front abzureiten. Im lechspannigen Wagen folgte die Kaiserin, neben ihr die Prinzessin Auguste Wilhelme. In einem zweiten, vierspannigen Wagen folgten die Gemahlinnen der anderen in Berlin anwesenden Prinzen. Das Gefolge des Kaisers wies eine glänzende Reihe von Fürstlichkeiten und in- und ausländischen hohen Offizieren auf. Die württembergischen und bayerischen Prinzen, der italienische und argentinische Kriegsminister, die in Berlin zu Gast waren, erschienen zu Pferde. In einem Wagen folgte die Abordnung der schwedischen Marine. Auch die bekannten hohen deutschen Offiziere waren zur Stelle und wurden vom Publikum herzlich begrüßt; der ehrwürdige Gaeleler, Generalfeldmarschall von der Goltz, dessen kluge Augen hinter den Brillengläsern scharf über die Menge schweiften, die Säulengestalt Generals von Löwenfeld u. a.

Der Kaiser hatte sich im Automobil nach dem Tempelhofer Felde begeben, wo er am sog. Steuerhäuschen zu Pferde saß. Die Truppen standen in zwei Treffen. Nachdem der Kaiser seine hohe Gemahlin und die Prinzessinnen begrüßt hatte, ritt er die Front der Truppen ab. Kräftig rief er ihnen sein „Guten Morgen“ zu, das prompt erwidert wurde. Von der „einsamen Pappel“ aus nahm der Kaiser dann den Vorbeimarsch ab. In Regimentskolonnen marschierten die Fußtruppen vorbei, die Multiflotts divisionsweise zusammengekommen. Das 1. Garderegiment zu Fuß führte der Kaiser selbst der Kaiserin vor. Der Infanterie folgte schwadronsweise die Kavallerie im Schritt. Eine besondere Ehre wurde dem 1. Garde-Feldartillerie-Regiment zuteil. Der Kaiser setzte sich an die Spitze des Regiments beim Vorbeimarsch.

Nach zweistündiger Dauer war die Parade beendet. Der Kaiser nahm noch einige militärische Meldungen entgegen, hielt eine kurze Kritik ab und ritt dann an der Spitze der Fahnenkompagnie in die Stadt. Die Straßen, durch die der Kaiser zum Schloß ritt, waren von einem nach Tausenden zählenden Publikum eingekäumt. Dem Kaiser zur Rechten ritt beim Einzug Generalleutnant Pellio, der italienische Generalstabschef. An der anderen Seite ritt der kommandierende General des Garderegiments. Hinter dem Kaiser ritten die Prinzen August Wilhelm, Eitel Friedrich und Oskar. Die Fahnenkompagnie wurde vom 1. Garderegiment zu Fuß gestellt, die Fahnenkompanie in ihren glänzenden Uniformen von den Gardesäularen.

Tribulation ist schon geworden, daß mit der Berliner Parade stets eine Art freiwilliger Flugparade verbunden wird, und so summen denn auch am Sedantage über dem Garderegiment die Propeller von Luftschiffen und Aeroplanen. Fünf Aeroplane, das Zeppelin-Luftschiff „Graf“, und zwei Freiballons erschienen über dem Paradeplatz und boten ein prächtiges Schauspiel. Als unter der Präzisionsmarfch erklang, und die Truppen dem Allerhöchsten Kriegsherrn salutierten, da winkten aus der Gondel des Zeppelin-Kreuzers die Passagiere mit weißen Tüchern zur Erde hernieder.

Aus unseren Kolonien.

Mit ganz eigenartigen Gefahren hat der Anstieher

Zwei Helden.

Preisgekrönter Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. von M. Trommershausen.

(Fortsetzung.)

Im Schlosse des Grafen Schlittenbach fanden sich die berufenen Offiziere zur Beratung ein. Alle waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es bei Prenzlau zu einer Entscheidung kommen werde. Im Grunde verlangten sie alle danach, denn unerträglich war es, fortwährend wie ein gekochtes Wild durchs Land getrieben zu werden.

Auch General von Hirschfeld nahm an der Beratung teil. Mit finstler zusammengezogenen Brauen hörte er zu, ohne ein Wort zu sagen.

Massenbach sprach wie immer am meisten.

„Ich halte es für das Richtige, wenn wir über Neben gehen und an Prenzlau vorbeizukommen suchen. Denn wenn der Feind Prenzlau besetzt hat, meine Herren, werden wir kapitulieren müssen,“ sagte er.

„Ich bitte Sie, Herr Oberst, von Kapitulation kann doch keine Rede sein!“ rief Blumenstein. „Das ist doch auch Euer Durchlaucht Meinung?“

Der Fürst zuckte die Achseln.

„Ich höre, daß Blücher ins Mecklenburgische zieht, und rate, daß wir seinem Beispiel folgen,“ sagte er.

General von Hirschfeld war außer sich. Befand er sich unter Männern oder Schwächlingen?

„Jedenfalls müssen wir zu einem Entschlusse kommen,“ fuhr Hohenlohe fort. „Die Zeit vergeht zum Nutzen des Feindes. Drei Stunden allein haben wir vor Schönermark gehalten und uns erst recht durch den mühseligen Marsch hierher geschwächt.“

Er warf einen fragenden Blick auf Hirschfeld.

„Vielleicht ist es doch am besten, wir rasten hier und warten das Weitere ab,“ bemerkte Massenbach.

Hirschfeld erhob sich mit einem hörbaren Ruck und einem Glucke zwischen den Zähnen.

„Ich empfehle mich Euer Durchlaucht,“ sagte er rauh.

„Die Pflicht ruft mich zu meinen Truppen.“

Auch der Fürst erhob sich.

„Die Pflicht erfordert Ihr Weiben, General,“ antwortete er einbrüchlich. „Ich wünsche Ihren Rat.“

Beide Herren traten in die Halle hinaus.

„Ich habe keinen Rat zu geben, Durchlaucht. Halten Sie sich an den Ratgeber, dessen Rat Sie, Gott sei's gefügt, zu Ihrem und unserm Verderben bisher allein gefolgt sind.“

„Sie meinen Massenbach? Er hat keinen Einfluß auf meine Entschlüsse,“ versicherte der Fürst mit einem verlegenen Lächeln. „Ich lasse ihn reden, wie er will, und kümmere mich nicht darum.“

Hirschfeld streifte den Fürsten mit einem langen Blick. Es lag etwas wie Mitleid darin mit dem Manne, dem die Umstände über den Kopf gewachsen waren, und der nun unter ihrer Wucht zusammenbrach.

„Leben Sie wohl, Durchlaucht, und Gott mit Ihnen,“ sagte er. „Ich kann hier nichts tun.“

Hohenlohe kehrte in den Kreis der Ratgeber zurück, das Herz zentnerschwer belastet. Massenbach sprach aufgeregt und eifrig. Er hatte schon wieder neue Ratschläge.

Aber der Kriegsrat kam zu keinem Entschlusse.

So verging die Nacht.

Gegen sechs Uhr morgens sprengte ein Reiter in den Hof. Alle stürzten an die Fenster.

Unten hielt Leutnant von Rostitz. Er winkte freudig hinaus.

„Prenzlau ist vom Feinde frei!“ jubelte er.

Wie befreit atmeten die Offiziere auf. Selbst das gramvolle Antlitz des Fürsten zeigte Freude über diese Botschaft.

„Schnell in den Sattel!“ befahl er. „Nun hoffe ich zu Gott, daß wir trotz allem die Oder erreichen werden.“

Rostitz hatte seine fünfzig Husaren zur Befehung Prenzlau zurückgelassen. Die Hauptmasse des Heeres wurde zum Abmarsch beordert und setzte sich eilig in Bewegung.

Hohenlohe ritt an der Spitze der Kolonne. Er hatte Wilhelm und Saher, deren Eifer und Tüchtigkeit er längst bemerkt hatte, vorausgeschickt, um festzustellen, ob der Weg frei sei.

„Diesmal wird es uns gelingen, über die Oder zu kommen,“ meinte Saher frohgemut. „Wir schlagen dem Feinde ein Schnippchen. All seine Mühe, uns abzufangen, ist vergebens gewesen.“

„Frohlocke nicht zu früh,“ warnte Wilhelm. „Die Franzosen werden alles tun, uns den Weg zu verlegen. Wir haben ja an den verschiedenen kleinen Gefechten gesehen, wie eifrig sie uns aufzuhalten suchen. Meinst du, sie werden uns nicht vor dem Ziel entschlüpfen lassen?“

„So werden wir fechten, das ist noch besser.“

„Du glaubst, wir würden kämpfen? Du kennst uns schlecht,“ sagte Wilhelm bitter.

„Ja, aber — du meinst, der Feind wird uns vor Prenzlau erreichen, und glaubst doch nicht, daß wir uns dann kämpfend durchschlagen werden? Es gibt doch nur diese beiden Möglichkeiten? Oder —“

Er hielt inne und sah dem Freund aufgeregt ins Gesicht. Dieser erwiderte keinen Blick; es lag tiefster Seelenschmerz darin.

in Deutschostafrika zu rechnen. Im Kgorongorotse im nördlichen Teile der Kolonie sind mehrere Tausend Stück Gnus an Rinderpest eingegangen. Die Seuche hat nun auch die Viehbestände mehrerer Anwohner befallen, so daß über den Bezirk die Sperre verhängt werden mußte. Der Ausbruch der Rinderpest unter dem Wilde ist natürlich gefährlicher als unter Beständen zahmer Tiere, die sofort unter Sperre genommen werden können, so daß der Verbreitung der gefährlichen Seuche vorgebeugt werden kann.

Rußland

befindet sich in einer ersten Kohlennot. Die Förderung der heimischen Kohle ist zurückgegangen, der Brennstoff hat sich dementsprechend auch verteuert, und man ist auf den Bezug ausländischer Kohle angewiesen. Sie wird hauptsächlich aus England bezogen, auf Deutschland entfällt nur ein geringerer Teil, da die englischen Schiffahrtslinien zu billigeren Sägen verfrachten können, als die deutschen.

Der Panamakanal.

Mit einem Kostenaufwande von anderhalb Milliarden Mark wird dieser Tage der Bau des Panamakanals beendet. 22 400 Kilogramm Dynamit waren dazu verwendet worden, um die Felsmassen, die den Damm der neuen Wasserstraße gegen den Indischen Ozean absperrten, zu sprengen. Nicht geringer ist das Quantum an Sprengstoff, das jetzt zur Niederlegung der Feldwände am atlantischen Ende des Kanals benutzt wird. Es wird ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung sein, wenn die Wogen des Indischen und des Atlantischen Ozeans sich in der Wasserstraße vereinigen und als ein gewaltiger Strom dahinströmen werden. Für Europa hat der neue Kanal, der erst im Jahre 1914 dem Verkehr übergeben wird, keine so hohe Bedeutung wie für Nordamerika. Die westeuropäischen Staaten werden ihre Handelschiffe nach wie vor durch die Straße von Gibraltar, das Mittelmeer und den Suezkanal nach den großen Marktplätzen des fernen Ostens führen. Selbst wenn im Kriegsfalle die Straße von Gibraltar gesperrt wäre, würde der Weg um die Südspitze Afrikas, um das Kap der Guten Hoffnung, herum nicht weiter sein als der durch den Panamakanal. Für Nordamerika ist die neue Wasserstraße in wirtschaftlicher wie strategischer Beziehung dagegen von dem denkbar höchsten Wert, und man begreift die Sorge Mexikos und der übrigen kleineren zentralamerikanischen Republiken vor einer Annexion ihrer Länder durch die nordamerikanische Union, damit diese Herr des ganzen Gebietes an der Nordseite der neuen Verkehrsstraße wird.

Das Projekt eines Durchstichs der Panama-Landzunge ist uralt. Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts war es aufgetaucht und bildete den Gegenstand von Erörterungen, Goethe und Alexander v. Humboldt waren lebhaftes Verfechter des Gedankens eines Panamakanals. Der erste praktische Versuch der Durchstechung der Landzunge wurde im Jahre 1884 von Ferdinand v. Lesseps und der von diesem gegründeten Gesellschaft begonnen. Dieser Versuch endete Ausgangs der achtziger Jahre mit einem kläglichen Fiasko und dem berühmten Bestechungsstandal, in den Minister und erste Persönlichkeiten Frankreichs verstrickt wurden, die in dem Panamaprojekt zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden.

Ende 1899 wurde in Amerika eine neue Gesellschaft zum Bau des Panamakanals gegründet, mit einem Kapital von 120 Millionen Mark. Drei Jahre später, am 1. Januar 1903, erhielt die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika alle Rechte von Kolumbien, der südamerikanischen Republik, dem die Panamalandzunge politisch angehört, zur Herstellung der Wasserstraße. Erst im Jahre 1906 erteilte der Kongreß der Vereinigten Staaten die Genehmigung zur Vornahme des Kanalbaues. An der 80 Kilometer langen Wasserstraße haben inzwischen jährlich etwa 35 000 Neger unter der Oberleitung des amerikanischen Oberst und Chef-Ingenieurs Goethals gearbeitet. Die schwierigste Stelle des ganzen Baues war der Culebra-Einschnitt, wo die Arbeiten durch wiederholte starke Erdstöße immer wieder verzögert wurden. Die feierliche Einweihung des großartigen Werkes, das den Suez- und Nord-Ozeanal übertrifft, wird seiner Zeit in Gegenwart von Vertretern aller Kulturstaten der Erde stattfinden.

„Nein, nein, nein, das will ich nicht glauben, das nicht!“ eiferte Saher. „Sprich das Wort nicht aus, Georg! Schon daran zu denken, ist eine Beleidigung für Preußen.“

Sie hatten den Ort Güstrow durchritten und gelangten auf eine Anhöhe.

Plötzlich tauchten in südöstlicher Richtung, da wo der Weg von Templin nach Prenzlau einmündet, Reiterabteilungen auf.

Wilhelmi sah sie zuerst und machte Saher darauf aufmerksam.

Freund oder Feind?

„Es sind französische Truppen,“ entschied Wilhelmi. „Der Feind marschiert in der Richtung von Templin. Wir müssen es melden.“

Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß sie feindliche Husaren vor sich sahen, jagten sie zurück.

Hohenlohe stutzte. Sollte er in diesem Wettrennen mit dem Feinde den kürzeren ziehen? Aber er mußte vorwärts. Rückwärts lag sicheres Verderben; denn die Verfolger waren ihm auf den Fersen.

Der Befehlshaber der 5. Husaren, die Wilhelmi und Saher gesehen hatten, war General Lasalle. Er war von Murat beauftragt worden, in aller Eile mit seinem Regiment nach Prenzlau zu marschieren, um dort vor den Preußen anzukommen. Murat versprach, mit einigen Kavalleriedivisionen baldigst zur Unterstützung nachzukommen.

Der Befehl war von Lasalle mit Schneidigkeit ausgeführt worden. In aller Frühe am 28. Oktober langte er in Prenzlau an, fand aber den Ort durch die von Rostitz zurückgelassenen Husaren besetzt. Er kannte ihre geringe Stärke nicht und unterließ daher einen Angriff.

Mit List jedoch hoffte er etwas auszurichten. Als die Hohenloheschen Kolonnen die Brücke über den sogenannten

Welche Nation hat die meisten Kinder?

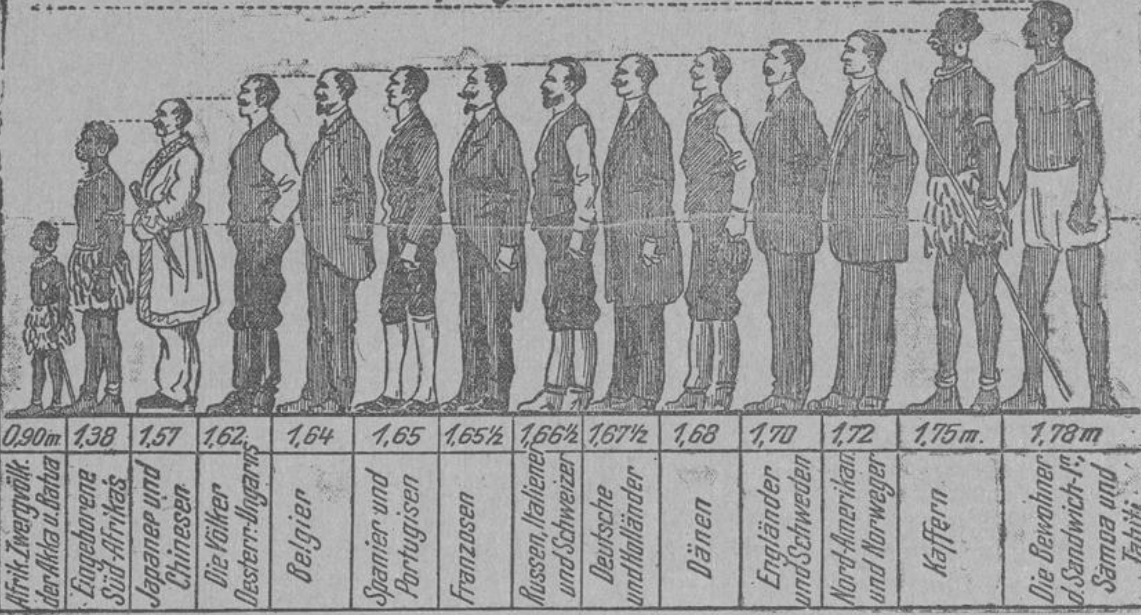
Von allen europäischen Nationen haben die Franzosen die wenigsten Kinder. Im Durchschnitt besteht eine französische Familie aus 3,3 Personen. Der Kinderreichtum der Franzosen wächst auch nicht von Jahr zu Jahr, sondern es ist im Gegenteil eine Verminderung der Kinderzahl zu konstatieren. Am kinderreichsten sind die Irländer. Eine irländische Familie wird durchschnittlich mit 5,2 Personen gezählt, die Russen nehmen neben den Irländern den zweithöchsten Rang in bezug auf Kinderreichtum ein, sie bestehen durchschnittlich aus 5,1 Personen. Auch die Spanier können mit einem großen Kinderreichtum aufwarten, und sie werden gleichfalls zu 5,1 Personen gezählt, während man in Deutschland den Kinderreichtum mit 5,0 angeben kann. Die Zunahme der jährlichen Bevölkerungsziffer kann man in Deutschland auf rund 900 000 Personen bezeichnen und im Jahre 1909 stellte sich auch eine erfreuliche Verminderung der Sterbeziffer ein. Es entfielen auf 1000 Einwohner 31,91 Geburten, während man Sterbefälle bei 1000 Personen 18,07 angeben konnte. Seit dem Jahre 1876 war im Jahre 1909 die geringste Sterbeziffer festzustellen, allerdings ist der Geburtenrückgang auch in Deutschland zu beobachten, denn im Jahre 1876 konnte man auf 1000 Einwohner 42,61 Geburtsziffer konstatieren. In England beträgt der Durchschnitt der Bevölkerung 4,8 Personen, also auch noch immer eine verhältnismäßig hohe Zahl. Die Franzosen sind nur in Europa diejenigen Bevölkerungsmitglieder, die den geringsten Kinderreichtum aufzuweisen haben. Die französischen Kanadier hingegen können als kinderreichste Rasse der christlichen Bevölkerung des Auslandes gelten. Ebenso wie das Bestreben des Volkes dahin geht, die Sterbeziffer zu vermindern, so will ja der Staat den Kinderreichtum seines Volkes erhöhen. Man hat in einzelnen Ländern alles mögliche versucht, um den Rückgang der Bevölkerung aufzuhalten, und bekanntlich haben die Franzosen Ehestands- und Geburtsprämien bereits eingeführt, damit die Bevölkerung des Landes zu- und nicht abnehme. In Deutschland arbeitet man darauf hin, eine Bevölkerungszunahme dadurch herbeizuführen, daß man den jungen Leuten so viel wie denkbar Heiratsmöglichkeiten verschafft, und daß man für die Wöchnerinnen und Säuglinge im weitesten Maße sorgt.

Warum heiraten Männer?

Eine amerikanische Frauenzeitschrift hat eine höchst aktuelle und stets interessierende Rundfrage angestellt: Warum heiraten Männer? Diese Gewissensfrage wurde an die Vertreter aller Bevölkerungsklassen gestellt, an Diplomaten wie an Arbeiter, an Millionäre und an Lohndiener, an gelehrte Professoren und ungelehrte Männer

aller Stände. Vor kurzem veröffentlichte sie das Ergebnis dieser Rundfrage, das, wenn man die Wahrheit aller Angaben voraussetzt, höchst erstaunlich ist und den Beweis ergäbe, daß unser Jahrhundert bei weitem nicht so materialistisch gesinnt ist, wie es meist angenommen wird. Es haben nämlich nicht weniger als ... 43 Prozent aus Liebe geheiratet. Bei 7 Prozent sprachen dagegen die Vorteile so stark mit, daß einer sogar ganz schlicht erklärte: „er habe ein Stiefelwischgeschäft geheiratet, da es seine Branche sei.“ Die Frau, die zu diesem Stiefelwischgeschäft gehörte, war ihm scheinbar höchst nebensächlich. 12 Prozent aller Männer heirateten zum zweiten Mal, um ihren Kindern eine Mutter zu geben. Und der Rest heiratete aus sehr verschiedenen Motiven, unter denen die günstige geschäftliche Lage des Bräutigams oder der Braut eine große Rolle spielen. Mehrere (7 Prozent) erklärten unter anderem, daß sie eine Frau genommen hätten, um irgend jemanden mit dieser Ehe zu ärgern. Sie sollen es nur nicht selbst bereuen! Andere wiederum gaben an, daß sie nur das schlechte Essen im Restaurant in das Joch der Ehe getrieben habe. Einer erklärte kurioserweise: „Er habe gerade die Wohnungseinrichtung geerbt, die zum Heiraten notwendig sei, und da habe er die günstige Gelegenheit benutzt.“ Einer hatte geheiratet, weil seine Muserwählte sehr gut „Mohnkloße“ gebacken habe, die er so gern aß. Ein großer Teil der Befragten erklärte, daß die Sehnsucht nach einem eigenen Heim sie zur Ehe geführt habe. Diese Angaben sind im allgemeinen — abgesehen natürlich von der kuriosen Antwort — für die heiratslustigen Mädchen sehr lehrreich, da sie daraus erleben können, welche Eigenschaften bei einer Frau nötig sind, um einen Mann zu bekommen. Andererseits wird natürlich auch die Frau ihre Ansprüche stellen müssen, um den Mann zu prüfen, der sie aus diesem oder jenem Grunde heiraten will. Darauf weist die bekannte Schriftstellerin Beatrice Fairfax mit klugen Worten hin. Sie sagt: „Tut nicht den wichtigsten Schritt eures Lebens wie vor Liebe blinden Augen. Es ist ganz gleichgültig, wie hübsch ein Mann ist; das, worüber Ihr euch Gewißheit verschaffen müßt, ist, wie gut er ist. Und ganz gleich, wie ein Mann heiratet; es ist von höchster Wichtigkeit, daß er ein Mädchen wählt, das eine gute und weise Frau und Mutter werden wird. Ein blühender, athletischer Adonis mag einen sehr fesselnden Liebhaber abgeben, aber findet aus, ob sein Herz und Gehirn

Die durchschnittliche Körpergröße der verschiedenen Völker.



Daß die durchschnittliche Körpergröße der einzelnen Völker auf der Erde eine durchaus verschiedene ist, ist überall bekannt, doch dürfte es für unsere Leser von Interesse sein, sich an Hand der bestehenden Statistik über dieselbe zu informieren. Die ungefähre Durchschnittsgröße der Menschen auf der Erde beträgt 1,64 Meter. Allgemein war die Ansicht, daß die Menschen früher eine höhere Körpergröße aufwiesen, als heutigen Tages, doch haben sich nach ersten Forschungen diese Meinungen als irrig herausgestellt. So hat u. a. ein bekannter Pariser Gelehrter nach Messung tausender Knochen

festgestellt, daß der Mensch der Diuvial und Mliuvialepoche nur eine durchschnittliche Körpergröße von 1,62 Metern hatte. Von den jetzt lebenden Völkern weisen die in Südafrika lebenden Kaffern und die Bewohner der Südländ-Inseln mit 1,75 bzw. 1,78 Meter die größte Körperlänge auf. Erst dann kommen die verschiedenen germanischen Völker, denen dann die Romanen und hierauf die Neger folgen. Die kleinsten Menschen sind die Zwergvölker der Alto und Batua, welche in den afrikanischen Urwäldern wohnen und als Pygmäen schon vor 2000 Jahren bekannt waren.

„Strom“, den südlichen Teil des reizenden Golmizbaches, passierten, schickte Lasalle seinen Kapitän Hugues mit der weißen Parlamentärflagge entgegen, der zum Fürsten Hohenlohe geführt zu werden verlangte.

Hohenlohe stieg mit seinem Gefolge vom Pferde, die Truppen setzten indes den Marsch fort. Der erste, der über den Berliner Damm die Stadt, das heißersehnte Ziel der flüchtenden Ueberreste eines glänzenden Heeres, betrat, war Graf Schwerin. Er marschierte hindurch und stellte seine Truppen jenseits auf. Er sandte auch sofort Patrouillen nach allen Richtungen aus; aber nirgend war etwas vom Feinde zu entdecken. Die Lage war günstig.

Immer mehr Regimenter folgten den ersten, und Prenzlau wurde in Verteidigungszustand versetzt. Der General ließ den Berliner Damen und das Berliner Tor, die beiden Haupteingänge von Prenzlau, besetzen. Nur eine Kompanie blieb am linken Ufer des „Stromes“, an der Papiermühle, zurück.

Das Gespräch des Fürsten mit dem Kapitän Hugues nahm kein Ende. In fieberhafter Erregung warteten die Truppen, die noch vor der Stadt standen, auf den Schluß der Unterredung. Saher vernachte seine Ungeduld kaum zu bemerken. So viel kostbare Zeit verloren, soviel unnütze Worte verschwanden!

Hugues behauptete kühn, Murat stände mit 30 000, Lannes mit 60 000 Mann zwischen Prenzlau und Stettin, so daß es unmöglich sei, nach Stettin zu gelangen. „Ich schlage Euer Durchlaucht vor, zu kapitulieren mit ehrenvollem Abzuge,“ sagte der Kapitän so laut, daß die Umstehenden es hörten.

Der Fürst machte eine abweisende Gebärde. „Daran ist nicht zu denken,“ sagte er ablehnend. Er zog Massenbach auf die Seite.

„Es ist möglich, daß er recht hat, und daß wir eingeschlossen sind,“ bemerkte er halblaut. „Jedenfalls werden wir gut tun, zu parlamentieren, schon um zu erfahren, ob der Feind so stark ist, wie der Kapitän behauptet. Ich beauftrage Sie daher, mit dem Feinde zu unterhandeln.“

(Fortsetzung folgt.)

Der indiscrete Scheinwerfer.

Die Not der New Yorker Polizei mit den neuen Damenmoden nimmt kein Ende. Die Schulkleute waren bereits angewiesen, die Durchsichtigkeit der modernen Strassengewänder nicht aus dem Auge zu verlieren, was sie auch nicht taten; gar zu unbesorgte Damen wurden höflich aufgefordert, die unbedeckte Schaustellung ihrer Körperlinien auf ihr Heim zu beschränken oder zum mindesten nur im Schatten zu gehen, um die Indiscretionen zu vermeiden, die bei einer derartigen Tracht das heile Sonnenlicht gar zu gern begehrt. Die ganz modernen New Yorkerinnen hatten sich schließlich mit dieser polizeilichen Modestrenge abgefunden und gingen vorwiegend abends aus. Alles schien in schöner Ordnung. Doch nun bereitet ein findiger Geschäftsmann der getrennten Polizeiverwaltung neue Sorgen. Dieser Mann, Inhaber eines Automobilatarnegeschäftes, läßt am Abend am Broadway als sachgemäße Reklame für seine Waren große Scheinwerfer spielen. Das ergänzt zwar die Straßenbeleuchtung, aber leider entlocken diese Scheinwerfer den modernen gelebten Damen überraschend ausführliche Schattenrisse, kurz, sie sind noch indiscreter als die R-Strahlen. Die Polizei, so berichten New Yorker Blätter, ließ den Kaufmann kommen und erklärte ihm, wegen dieser gefährlichen Begleiterscheinung seine Reklamescheinwerfer zu befehlen. Aber der Geschäftsmann protestiert mit Recht, er zahlt eine hohe Blamie, kann auf seine Reklame nicht verzichten und erklärt, die Durchsichtigkeit der Frauenmode sei nicht seine Schuld. Nun ist ein heftiger Meinungsstreit über das Problem entstanden, und alle Möglichkeiten werden erörtert, nur nicht die Möglichkeit einer discreteren Damenbekleidung. . .

ebenso gut
euer Her
Jahre als
heiratete
lich gut v
in der W
paarte jun
Der Man
eine Frau
guten Eige
den könnt
Mann geh
weden km
zusammen
lichen Te
kurzen V
heiraten
sondern a
Leben be
junge Leu
offen ange

(Aer)

In d
stattete de
über seine
Napole
erstreckte
bisher no
Man weis
goni verli
flucht am
lose Haft
schen Reit
bereits an
Wege zur
meisten de
ihnen umm
16. Dezen
an der M
gehörte; a
nicht von
und hier
nister M
von meins
bereits dur
brüde auf
Schließlich
Offizier m
gert sich,
dieser Off
Berthiers.
mit 3 Ta
reich stürm
Siege an
Offizier a
sehen zusa
Napoleon,
digt sich,
aber Nap
unerwartet
Rhein, de
ohne Gefa
hat Mähe,
10 Uhr ab
Ordnung
neral Kell
rufen. D
Napoleons
aber ihn
Die Zusan
kurz, der
am nächst
Schlosse
Uniform f
poleon, C
Rustan m
zu können.
Leutnant
und doch
helfen könn
der Kaiser
roussel, der
den Weg.
„Der Kai
ist mein
zier rufen,
endlich de
Am folgen
in die Lu
sich so un
entsinn
land Cor
damals k
bei seinem
von dessen
Minister
Armee wi
geschehen

* Di
Die I
eigens für
genannten
schaffen w
durch sein
Raivität
solchen S
jünger her

Das Ergeb-
nis aller
nicht so ma-
nnen wird.
Prozent aus
dagegen die
schlicht er-
heiratet, da
sem Stiefel-
st nebenfäch-
um zweiten
en. Und der
unter denen
uns oder der
(7 Prozent)
genommen
zu ärgern.
wieder
Restaurant
erklärte fu-
seineinrichtung
habe er die
geheiratet,
gebadet
er Befragten
genen Heim
im allge-
Antworten
lehrreich, da
en bei einer
mitten. An-
eine Ansprüche
der sie aus
Darauf weißt
mit klugen
guten Schrift
Es ist ganz
vorüber ihr
er ist. Und
von höchster
s eine gute
s. Ein blü-
elnden Lieb-
und Gehirn

eben so gut entwickelt sind, wie sein Körper, bevor ihr ihm
euer Herz schenkt, kleine Mädchen. Wenn man die
Jahre als treue, gute Kameraden sowohl wie als ver-
heiratete Liebende entlang gehen kann, dann ist man wirk-
lich gut verheiratet. Es gibt keinen traurigeren Anblick
in der Welt, als wenn man sieht, daß zwei falsch ge-
paarte junge Menschen die Lebensreise zusammen antreten.
Der Mann könnte ein famoser Mensch sein, wenn er
eine Frau geheiratet hätte, die ihn versteht, und seine
guten Eigenschaften herauszubringen weiß. Die Frau wie-
der könnte eine prachtvolle Frau sein, wenn sie einen
Mann geheiratet hätte, der die guten Seiten ihrer Natur
weden könnte. Allein könnten sie jedes etwas darstellen,
zusammen sind sie ein elender Mißerfolg. Solche häus-
lichen Tragödien sind gewöhnlich das Resultat einer zu
kurzen Bekanntschaft und Brautpflicht. Wenn ein Mann
heiraten will, so soll er nicht bloß nach einem Weibe,
sondern auch nach einer Gefährtin Umschau halten. Das
Leben besteht nicht nur aus Liebe und Glitterwachen,
junge Leute! Die strengen Realitäten des Lebens müssen
offen angepaßt werden.

X Neue Einzelheiten von Napoleons Flucht.

In der letzten Sitzung des Pariser Institutes er-
stattete der bekannte Historiker Arthur Chuquet Bericht
über seine jüngsten Forschungen, die sich auf die Flucht
Napoleons durch Rußland und Deutschland
erstrecken und die eine Fülle außerordentlich interessanter,
bisher noch unbekannter Einzelheiten zutage förderten.
Man weiß, daß Napoleon am 5. Dezember 1812 Smor-
goni verließ und daß seine Reise den Charakter einer
Flucht annahm, die durch ihre Schnelligkeit und ihre atem-
lose Hast etwas Unheimliches erhielt. Von den 100 polni-
schen Reitern, die mit ihm diese Heerstraße antraten, sind
bereits am Abend des zweiten Tages 64 erschöpft am
Wege zurückgeblieben, und am 13. September leiden die
meisten der Eskorte an Frostanschlägen, die es vielen von
ihnen unmöglich machen, die wilde Jagd fortzusetzen. Am
16. Dezember erreicht Napoleon das Städtchen Wacha
an der Werra, das damals zum Königreich Westfalen
gehörte; aber der Kaiser verständigte den König Jerome
nicht von seiner Anwesenheit, er jagt nach Hanau weiter,
und hier wechselte er einige Worte mit dem Staatsmi-
nister Albin: „Selbst die Kaiserin“, sagt er, „weiß nichts
von meiner Rückkehr.“ Als er Kassel erreicht, ist es
bereits dunkle Nacht; in Folge der Jahreszeit ist die Schiffs-
brücke aufgehoben; nirgends ist ein Fahrzeug zu entdecken.
Schließlich findet man ein Boot, das ein französischer
Offizier mit Besatzung gelegt hat, allein der Mann weigert
sich, das Fahrzeug „Fremden“ zu überlassen. Aber
dieser Offizier ist Anatole de Montesquieu, der Adjutant
Berthiers. Der Kaiser hat ihn am 2. Dezember, also
mit 3 Tagen Vorprung abgefangen, er solle nach Frank-
reich stürmen und überall die Nachricht von einem großen
Siege an der Berezina verbreiten. Napoleon faßt den
Offizier an der Hand: „Alon, keine Aergernisse, wir
sehen zusammen über.“ Erst jetzt erkennt Montesquieu
Napoleon, schämt sich, eingeholt worden zu sein, entschul-
digt sich, daß er so langsam vorwärts gekommen sei,
aber Napoleon winkt ihm nur ab. „Ich ziehe es vor,
unverwundet zu kommen.“ Die nächtliche Fahrt über den
Rhein, der einen starken Eisgang aufweist, wird nicht
ohne Gefahr und Aufregung zu Ende geführt; der Fischer
hat Mühe, das Boot heil ans andere Ufer zu bringen. Um
10 Uhr abends erreicht der Kaiser das Posthotel und sein
Ordonnanzoffizier Wonsowicz eilt davon, um den Ge-
neral Kellermann, den Kommandanten von Mainz, zu
rufen. Dem erscheint die Kunde von der Anwesenheit
Napoleons so unglaublich, daß er Wonsowicz zwar folgt,
aber ihn zugleich von zwei Gendarmen beobachten läßt.
Die Zusammenkunft Napoleons und Kellermann ist nur
kurz, der Kaiser setzt die Fahrt alsbald fort und schon
am nächsten Tage ist er in Verdun. Am 18. ist er im
Schloß Thierry und vertauscht seinen Reiseanzug mit der
Uniform seiner Gardegrenadiere. In Meaux bringen Na-
poleon, Caulaincourt, Wonsowicz und der treue Mameluk
Rustan nur noch 80 Frs. zusammen, um Zahlung leisten
zu können. Napoleon lacht herzlich und spricht von seinen
Leutnantstagen, in denen er kaum mehr Geld gehabt habe
und doch gereist sei, was beweise, daß man sich immer
helfen könne. Am 18. Dezember nachts 1/2 12 Uhr erreicht
der Kaiser Paris; der Wächtposten an der Porte du Car-
rousel, der nur Hofwagen durchlassen darf, versperrt ihm
den Weg. „Aber es ist doch der Kaiser“, ruft Wonsowicz,
„Der Kaiser? Unmöglich, geh lieber nach Smolensk: dort
ist mein Kaiser.“ Man muß den wachhabenden Offi-
zier rufen, der den Kaiser erkennt: und erst dann wird
endlich dem heimkehrenden Herrscher das Gitter geöffnet.
Am folgenden Morgen wird der Schatzminister Mollien
in die Tuilerien gerufen. Er wird fast ohnmächtig, als er
sich so unerwartet dem Kaiser gegenüber sieht. Napoleon
entsinkt sich, daß er am Tage seiner Abreise nach Ruß-
land Corvisart zu Madame Mollien geschickt hatte, die
damals krank war. Und das erste ist jetzt, daß er sich
bei seinem Schatzminister nach dem Gesundheitszustand
von dessen Frau erkundigt. Inzwischen sind die anderen
Minister herbeigerufen, der Plan zur Reorganisation der
Armee wird auf der Stelle entworfen und erst als dies
geschehen ist, mittags 1 Uhr, gönnt sich Napoleon Ruhe.

* Die Kunst der Mystifikation.

Die Worte „Mystifikation“ und „Mystifizieren“ sind
eigens für einen Poeten des 17. Jahrhunderts, den viel-
genannten Antoine-Alexandre-Henri Poincine ge-
schaffen worden, der weniger durch seine Schriften als
durch seine an Tollheit grenzende Leichtgläubigkeit und
Naivität Aufsehen erregte. Ein ganzer Band ist mit
solchen Späßen gefüllt, auf die der unglückliche Apoll-
jünger hereinfiel, und mit ihm wurde die Mystifikation

in der stets zu übermütigen Späßen aufgelegten Zeit des
Ancien regime zu einer Mode und zu einer Kunst, die
dann die Bohemiens der Romantik virtuos weiterübten.
In der Revue plaudert Albert Ein von solchen „berühm-
ten Späßvögeln und Knechtchen“ und beginnt natürlich
mit einigen passiven Heldentaten des ersten Opfers dieser
verwegenen Laune. Er erzählt uns, wie Poincine protes-
tantisches wurde, weil man ihm vormachte, ein deutscher
Fürst wünsche ihn zum Erzieher seines Sohnes, wie er
dann als Renegat verhaftet werden soll, als Frau ver-
leidet die unmöglichen Abenteuer erlebt und schließlich
von seinen erbarmungslosen Foppern zu einer Zauberin
geführt wird, die ihn unsichtbar macht. „Als „Unsichtbarer“
erleidet er viele Pein und wird von seinem Vater, den er
auf diese Weise gefahrlos um eine hübsche Summe Gel-
des erleichtern zu können glaubt, verprügelt. Ein ande-
mal redet man ihm ein, der König werde ihm das Amt
seines „Dienstherrn“ verleihen und er röstet sich nun
halb, indem er stets vor einem Feuer steht, um die Hitze
aushalten zu lernen. In dieser Blütezeit der Mystifi-
kationen, in der z. B. der Kritiker Vahape einen als
Dame verkleideten Jüngling anbetet und so arg genas-
sigt wird, begründete der berühmte Feinschmecker Gri-
mod de la Reunier die „Dinnerers der Mystifika-
teure“, eine Vereinigung von geistreichen Leuten und
Späßvögeln, die sich aus Liebhaberei, aus Gewohnheit
oder langer Weile der großen Kunst der Mystifikation ver-
schrieben haben und in der jeder Tischgenosse sich müht,
den Nachbar zu übertreffen.“ Bei einem solchen Festessen
wurde z. B. dem armen Restif de la Bretonne,
dem Schöpfer genialer realistischer Romane, übel mit-
gespielt. Man redete ihm ein, er, der Außenleiter der Lite-
ratur, sei zum Mitglied der Akademie ernannt worden.
Auf ein Zeichen Grimods erhoben sich alle Anwesenden ihm
zu Ehren und jeder stülpte ihm mit feierlicher Anrede
einen Lorbeerkranz auf das Haupt. „Bürger, Freunde,
stammelte Restif immer wieder in freudiger Erregung,
„das ist der schönste Tag meines Lebens!“ Bald da-
nach aber erfährt er, daß sein grimmiger Feind und
Widerbaser Nicolas Selis an seiner Stelle zum Aka-
demiker gewählt worden war. Der gleiche tragikomische
Sport wurde von den Romantikern mit Wonne gepflegt.
Es gab Schriftsteller, wie Joseph Méry oder Mysson, den
„König der Mystifikation“, die nur diese Kunst ihren
Namen verdankten. Als wahrer Eulenspiegel zeigt sich
der Romankritiker, Kunstkritiker und Sammler
Champfleury, der nicht nur in alle seinen Büchern
ein wunderliches Verkleidungsspiel mit Irreführungen und Ver-
wicklungen treibt, sondern auch im Leben immer jemanden
zum Narren halten mußte. So schickte er etwa einer ruf-
fischen Fürstin in einem Korb mit Weintrauben ein Brief-
lein: „Madame, ich liebe Sie mehr als das Leben und
kann nicht leben ohne Sie“ und unterzeichnet fröhlich
mit dem Namen seines Freundes, des berühmten Malers
Courbet, der daraufhin den Besuch des wußtahn-
benden Gatten der Dame erhält und aus einer Verlegen-
heit in die andere gestürzt wird. Als ein gefährlicher Mi-
stifikateur, vor dem man sich in Acht nehmen mußte, war
der undurchdringlich kalte Dichter Merimee bekannt.
Liebte er es in seinen Büchern, irgend eine exotische Maske
vorzunehmen, seine Lieder im Gewande eines morlad-
schen Improvisators zu singen und seine Dramen unter
dem Pseudonym einer Spanierin Clara Gazul in die Welt
zu schicken, so war er auch im Leben trotz seiner scheinbar
so ernsten Gleichgültigkeit stets bereit, irgendwem einen
Streich zu spielen. Einst hatte sich eine Dame vermessen,
den Naturforscher Cuvier, der ein leidenschaftlicher Auto-
graphensammler war, einen Brief Robespierres an die be-
rühmte Catherine Theot, die „Mutter Gottes“, zu ver-
schaffen, und sie wandte sich an den in der Beschaffung
solcher Dinge geübten Merimee. Wirklich hielt sie bald
darauf das gewünschte Schreiben in Händen und entzifferte
Cuvier mit diesem Geschenk. Als der Gelehrte dann aber
näher zusah, schüttelte er den Kopf. „Dieser Robespierre
war ein größerer Teufelskerl, als man bisher geglaubt“
sagte er kopfschüttelnd. „Jetzt hat er es sogar fertig
gebracht, obwohl er 1794 guillotiniert wurde, auf Papier
vom Jahre 1840 zu schreiben.“ Merimee hatte die Dame
angeführt. Ein andermal berichtete er auf einem Ball
in den Tuilerien einer Dame, die ihn nach einem schönen
jungen Mann fragte, das sei der Sohn von Paul und Vir-
ginie, dem jugendlich unschuldigen Liebespaar aus Ver-
nardin de Saint-Pierre berühmtem Roman. Als die hoch-
lich interessierte Marquise daraufhin den jungen Herrn
ansprach und das tragische Schicksal seiner Eltern erwähnte,
hielt dieser sie für wahnsinnig. Ganz Paris aber lachte
über den großen Sohn, den Paul und Virginie so lange
nach ihrem Tode noch bekommen hatten.

Die Ehe als Lebenselixier.

Jenes geheimnisvolle Lebenselixier, das die Adepten
der Geheimwissenschaften mit dem Stein der Weisen zur
Verlängerung ihrer Existenz zu erlangen hofften, hat ein
amerikanischer Gelehrter in einer durchaus nicht unge-
wöhnlichen, aber in dieser Hinsicht noch wenig beachteten
Einrichtung unseres Daseins gefunden: in der Ehe. Wer
lange leben will, der heirate, das ist der Rat, den Pro-
fessor Walter F. Willcox auf Grund seiner statistischen
Feststellungen erteilt. Er hat im Jahre 1909 die Stati-
stiken des Staates New York und 1910 die der ganzen
Vereinigten Staaten daraufhin studiert, wie sich die
Lebensdauer bei Verheirateten und bei Unverheirateten
verhält. Seine Resultate, die in einem Bericht des New-
Yorker Gesundheitsamtes veröffentlicht werden, lassen
keinen Zweifel darüber, daß die Ehe das Leben ver-
längert. Bei den Männern offenbart sich dieser Segen
der ehelichen Gemeinschaft noch deutlicher als bei den
Frauen. Fast in allen Altersgruppen ist die Zahl der
Todesfälle bei den Ehemännern geringer als bei den
Junggesellen. Im Alter von 20—30 Jahren beträgt
die Zahl der Todesfälle bei den Verheirateten 4,2, bei

den Unverheirateten 6,6; in dem Jahrzehnt von 30 bis
40 hält sich die Todesziffer bei den Verheirateten unter
6, bei den Junggesellen erreicht sie fast 13. Von 40 bis
50 ist der Unterschied noch größer; die Ehemänner er-
scheinen hier mit 9,5, die Junggesellen mit 19,5. Von
50—60 tritt der Unterschied weniger stark hervor, aber die
Verheirateten haben doch 11 Tote auf das Tausend pro
Jahr weniger. Zwischen 60—70 beträgt die Todesziffer
der Verheirateten weniger als 32, die der Junggesellen
51. Als Gründe für diese Erscheinung führt der Gelehrte
zunächst den Umstand an, daß Leute im Vollbesitz ihrer
Gesundheit leichter heiraten als solche, die krank sind, oder
sich zu schwach fühlen, um die Bürde und Verantwortung
des Familienlebens auf sich zu nehmen. Ein anderer wich-
tiger Faktor liegt sodann sicherlich darin, daß Ehemänner
in der Regel viel geordneter und solider leben und so die
Gefahren einer unregelmäßigen Lebensführung vermeiden.
Mit Rücksicht auf ihre Frau und ihre Familie hüten sie
sich vor Schädigungen und lassen sich nicht auf gefährliche
Abenteuer und waghalsige Unternehmungen ein. Der
französische Gelehrte Jacques Bertillon, der die Be-
ziehungen zwischen Beruf und Sterblichkeit so eingehend
untersucht hat, findet die geringste Sterblichkeit in Be-
rufen, in denen der Einzelne unter einer möglichst strengen
Aufsicht steht. Die Entwicklung des Verantwortlichkeits-
gefühls, wie es bei Bankbeamten und sonstigen Vertrauens-
stellungen der Fall ist, wirkt auf die Lebensdauer günstig
ein. Der gleiche Einfluß läßt sich nun in der Ehe kon-
statieren. Der Ehemann, der sich seiner Frau gegenüber
verantwortlich fühlt, ist um seine Gesundheit und um sein
Leben besorgter als der Junggeselle. Diese Anschauungen
werden bestätigt durch die Sterblichkeit unter verheirateten
Männern, die ihre Frauen durch Tod oder Scheidung ver-
loren haben. Die Todesziffer unter Witwern und Ge-
schiedenen ist beträchtlich höher als die unter Ehemännern
des gleichen Alters, ja sogar in der Regel höher als die
der Junggesellen des gleichen Alters. So sterben z. B.
in dem Jahrzehnt von 20—30 von Männern, die ihre
Frauen verloren haben, doppelt soviel als von Beweibten,
und dieses Verhältnis herrscht mit einigen Einschränkungen
in allen Altersgruppen. „Wenn Gatten ihre Frauen
verlieren“, so meint der Gelehrte, „dann verlieren sie
viel von der Aussicht auf Langlebigkeit, die ihnen die
Heirat sicherte, und im allgemeinen verlieren sie umso
mehr, je jünger sie sind.“ Bei Frauen tritt dieses „Lebens-
elixier der Ehe“ zunächst weniger hervor. In der Gruppe
von 20—30 Jahren sterben mehr verheiratete Frauen als
unverheiratete, und zwar im Verhältnis von 5 zu 4.
Diese höhere Sterblichkeit ist sicherlich auf Rechnung der
Kinder zu setzen, durch die die verheirateten Frauen in
diesem Alter gefährdet sind. Von 30 bis 40 ist dann
die Zahl der Todesfälle bei den verheirateten Frauen
schon viel geringer als bei den alten Jungfern, und diese
Ueberlegenheit wird mit der Höhe des Alters immer deut-
licher. Die Lebensdauer der Frauen, die durch Tod oder
Scheidung ihren Mann verlieren, wird nicht so ungünstig
beeinflusst, wie bei den Männern. Die Sterblichkeit der
Witwen und geschiedenen Frauen ist zwar höher als die
der Ehegattinnen, aber der Unterschied tritt nicht so stark
hervor. Von den Selbstmördern sind vier Fünftel un-
verheiratet. Im allgemeinen erweist die Statistik un-
zweifelhaft, daß die Freuden und Leiden der Ehe als ein
rechtes Lebenselixier wirken.

Ein interessantes Museum

ist das in Leipzig eröffnete deutsche Schriftmuseum. So
vielleicht alles, was im Schrifttum die verschiedenartigsten
Kulturepochen der Welt geschaffen haben, ist hier zusammen-
getragen. Eine Abteilung zeigt die mannigfachen Varianten
der Schrift, als Kalligraphie, Geheimschrift, Kurzschrift, No-
tenchrift und moderne Kundschrift. Die ästhetische Abteilung
wird, wie in den Leipz. M. ausgeführt wird, durch eine
gewaltige Säule des Königs Marhabban eingeleitet, die
mit Keilschrift bedeckt ist; und durch Professor Crebner
wurde auch die Anschaffung des berühmten Steins von Ro-
fette ermöglicht, jener dreißigjährigen griechisch-demotisch-
hieroglyphischen Inschrift, die zur Entzifferung der Hieroglyphen
führte. Die ägyptische Abteilung führt die Hieroglyphen
der verschiedensten Epochen vor und zeigt zahlreiche Abbil-
dungen ägyptischer Bauwerke, die mit Schriftzeichen bedeckt
sind. In der großen indischen Abteilung wird uns alles
gezeigt, was mit dem indischen Schreibwesen zusammen-
hängt, darunter eine große Anzahl prächtiger und toller
Palmbaumblätter sowie Handschriften der verschiedensten Art
und die Werkzeuge der Schrift. Daneben liegen die alten
Bücher der Vattaler, in die mit Kreidelisten geschrieben wurde,
der älteste Schreibstoff, die Birkenrinde, siamesische Schreib-
tafeln und ein solitäres Exemplar der Predigten Buddhas,
auf Palmblätter geschrieben. Die Abteilung Amerikas er-
zählt uns von dem Wirken des Königs Ndoja, der für
seine Stämme eine einheitliche Schrift und Sprache erfunden
hat. Lebhaftes Interesse werden auch die Reproduktionen
berühmter Handschriften, wie des Codex argenteus, des Ni-
belungenliedes, von Ablassbriefen sowie von Handschriften
berühmter Männer finden.

Allerlei.

Eine schwere Eisenbahnkatastrophe ereig-
nete sich in der englischen Grafschaft Westmoreland. In
voller Geschwindigkeit stießen zwei Schnellzüge aufeinan-
der. Die Wirkung war entsetzlich, die meisten Wagen
zerstörten. Neun Passagiere wurden getötet, zehn schwer
verletzt. Die Wagen gerieten in Brand, einige
Personen, die hätten gerettet werden können, verbrannten.
Der Dachstuhl der Minoritenkirche, einer
der schönsten, gotischen Kirchen Wiens, wurde durch Blitz-
schlag eingestürzt. Die Feuerwehr wurde zu spät be-
nachrichtigt, da die Telefonleitungen infolge des hefti-
gen Gewitters gesperrt waren.
Jugendlicher Mörder. Im Dorfe Schab-
loiw im Kreise Hohenstaufen kam es zwischen den Arbeitern
Raczmieregal und Gruschka zu einer wüsten Schlägerei.
Gruschka verwundete seinen Gegner durch einen Revolver-
schuß in den Unterleib lebensgefährlich. Darauf eilte
der Sohn des Raczmieregal mit einem Leiching herbei und
schuß den Gruschka nieder. Der jugendliche Mörder wurde
verhaftet.

MAGGI'S Suppen

sind die besten!

Mehr als 40 Sorten.

Achtung vor Nachahmungen.

Meisterkurse für die Provinz Westfalen.

Am 13. Oktober d. J. beginnt je ein neuer achtwöchiger Meisterkurs für Schneider, Schuhmacher, Bau- und Möbelschreiner im Gebäude der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Dortmund, Brüggemannstraße 25.

Aufgenommen werden Meister und solche Gesellen, die sich in Kürze selbstständig machen wollen und die Gesellenprüfung abgelegt haben. Gesellen, welche diese Prüfung noch nicht abgelegt haben, aber an einem Meisterkurs teilzunehmen beabsichtigen, bezu. sich hierzu melden, tun daher gut, sich sofort zur Ablegung dieser Prüfung zu melden.

Anmeldungen zu obenerwähnten Meisterkursen sind bis spätestens 15. September 1913 unter Vorlegung eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, eines amtlichen Führungszeugnisses und der Ausweise über die Lehrlings-, Gesellen-, Militär- und evtl. Meisterverhältnisse an den unterzeichneten Leiter der Kurse einzureichen.

Das Unterrichtsgeld beträgt 20 M. für den Kursus. In der Regel erhalten die Teilnehmer reichliche Beihilfen zum Lebensunterhalt.

Geschäftszimmer des Leiters: Dortmund, Brüggemannstraße 25, im Gebäude der Handwerker- und Kunstgewerbeschule.

Die westfälischen Handwerkskammern sind zu weiterer Ausfertigung bereit.

Die nachstehenden Kurse für dieselben Handwerke und Kurse für die Dekorationsmaler, Holz- und Marmormaler, Kunstschmiede und Bauhofscher, Stellmacher u. Wagenschmiede, Klempner und Installateure für Gas- und Wasseranlagen werden voraussichtlich am 5. Januar 1914 wieder beginnen.

Dortmund, den 15. August 1913. 5999
Das Kuratorium der Meisterkurse: Der Leiter:
Dr. Eichhoff, Oberbürgermeister. Professor Regling, Direktor.

Absolut notenloses

Klavier- und Violinspiel

nur nach dem Gehör und ohne Notenkenntnisse!! **Verblüffend einfach!**

Sofort spielen Sie sämtliche Lieder, Tänze, Märsche etc. etc., die Sie singen oder pfeifen können, mit voller, harmonischer Begleitung auf dem Klavier, Harmonium oder Geige **ohne vorherige Notenkenntnisse!** Einfachste u. billigste Systeme der Gegenwart.

Kein sinnloses Abspielen von Tasten-Kartons oder Aehnlichem. Glänzende Anerkennungen.

Hochinteressante Aufklärung an jedermann **gratis und franko** durch

A. Hanke, Musikverlag, Berlin S. 59.

Kgl. höhere Maschinenbauschule

Hagen i. W.

für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Beginn des Winterhalbjahres 2. Oktober.

Programm kostenfrei.

5755

Dr. Thompson's Seifenpulver

führt den Schwan als Schutzmarke
weil es die Wäsche schwanenweiß macht.

Zum Ersatz der Rasenbleiche

nimmt man das

garantiert unschädliche Bleichmittel

„Seifix“ bleicht selbsttätig!

Westfälische Extraktionswerke, Niederstüter.

Laut Polizeiverordnung vom 27. August werden sämtliche im Kreise Göttingen und Schwelm fallenden Tierkadaver nach vorheriger telefonischer Anmeldung von uns abgeholt.

Telephon Amt Göttingen 636.

Zutwiderhandlungen sind mit Strafe bedroht.

1 Taschentuch gratis

bei Abnahme von 50 St. ff. Taschentüchern, fort in Eisenmilch, Lanolin u. i. w., zu 20—25 Pfg. - Verkauf, für nur Mk. 3.65.

Franz Kreher, Messe 1. S.

Ia. frisches Rostfleisch,

Beine, Rückgrat, Rippen, Kopf u. dergl. Stücke vers. in Kisten od. Dosen v. etwa 25, 35 u. 50 Pfd. zu 23 Pfg. das Pfd. unt. Nachn.

Westf. Fleischwaren-Fabrik m. b. H. in Rheda i. Westf. Begr. 1879



IBACH-PIANOS

BARMEN

NEUERWEG 38-42

Vericherungs-Agentur

Außer mit 150 M. hohe Prov. Herren, gleichviel wels. Stand. d. Landte. fenn. übertrag. w. u. Vertretg. Off. Vertrauensbeson' nach Halle S. 11/117. 6125

Suche zum sofortigen Eintritt einen soliden 11069

Austreicher-Geheulien.

W. Haarmann,

Linden-Ruhr, Jägerstr. 25 o

Solider Schneidergehilfe

findet dauernde Beschäftigung.

Welper b. Göttingen (Ruhr), Schulstraße 34. 6118

Für ein feineres Geschäft der Lebensmittelbranche, verbunden mit Drogenverkauf per 1. Okt. cr. ein 6128

Lehrling

aus guter Familie gesucht. Näheres in der Geschäftsstelle d. Ztg. in Göttingen.

Zuverlässige 6139

Dresser u. Abgrater

stellt bei hohen Abfordrungen und dauernder Beschäftigung noch ein.

Westfälische Stanzwerke,

G. m. b. H., Wipperfleth.

Guten Nebenverdienst finden

rührige Vertreter

sehr leicht durch Verkauf von Reklame-Papierzigarren-
spitzen.

Reklame-Papierträger etc. Off. direkt a. d. Fabrik erb.

Rüben & Müller,

Königssee, Thür. 6120

Junges Mädchen

von ordentlichen Eltern, welche mit der Hausfrau alle häusliche Arbeiten verrichtet, bei einem Lohn von 10 bis 12 Mk. nach Freibruch auf sofort gesucht. Zu melden Wolfstraße 11.

Jung. Dienstmädchen

per 15. September gesucht.

Frau Karl Burtart, 6122

Buchhandlung Kupferdreh.

Zum 15. Sept. ein erfahrenes,

tüchtiges Mädchen,

welches Liebe zu Kindern hat, für alle Hausarbeiten gegen hohen Lohn gesucht. 6073

Frau Louis Kamp,

Kupferdreh.

Ronditorei u. Bäcker u. Café.

Suche für sofort ordentliches

Mädchen

für den Haushalt. Auf Wunsch auch Ausbildung im Geschäft.

Frau Ernst Schlus, 1107

Elb erfeld, Breitestraße 14.

Mein Geschäft ist das grösste und weitaus leistungsfähigste dieser Art. Um Verwechselungen zu vermeiden, bitte ich, speziell bei einer Empfehlung meines Geschäfts, auf den Namen **Kaufmann** besonders zu achten.

Diese Woche aussergewöhnlich vorteilhaft:

Buxkin 175 260

140 cm breit, nur Ia garantiert starke Qualitäten, für Knabenanzüge, Damen-Röcke, Jackenkleider

Buxkin 380 480

140—150 cm breit, reine Wolle für bessere Knabenanzüge, Herren-Anzüge, solide Jackenkleider

Cheviot 160 225

130 cm breit, marineblau, reine Wolle, für Jackenkleider, Röcke, Turnanzüge, Knabenanzüge

Blusenstoffe 85

nur reine Wolle gestr. Herbstfärbung, Crêpe-Stoffe u. s. w. Meter

Aussergewöhnliches Angebot.

Robenstoffe 275

weiss, prachtvoll gestickte Voiles, ausgezackt und mit fester Kante, 110 cm lang, zum ganzen Kleid benötigt man 3 Meter. 11096

Etagengeschäft

Gustav Kaufmann,

Bochum,

Kortumstr. 7, 1. Etage, gegenüber Restaur. Kortum

Bekanntmachung.

Zur Installation der Hausanschlüsse an das Leitungsnetz des Amtselektrizitätswerksverbandes Königsstele sind noch folgende Firmen zugelassen:

1) Bender in Horst; r 169

2) Köhne-Hefer zu Horst (Ruhr) Altenessen

3) Louis Stern zu Steele,

Karl Humannstraße 16.

Königsstele, den 27. August 1913.

Bock von Wülfringen, Amtmann.

Roggen, Weizen, Gerste

u. s. w.

mit Peru-Guano gedüngt, bekommen einen kräftigen festen Halm und liefern viele und gute Körner. 6115

Man verlange

Ohlendorff's „Sülhornmarke“

und achte unbedingt darauf, daß man diese Ware auch tatsächlich geliefert erhält.

Ausnahme-Angebot in neuen roten Betten

1 1/2 schläfig, von echt rot d. Daunenköper, je Oberbett, Unterbett und 2 Kissen, mit 20 Pfd. neuen Halddaunen gefüllt, zusammen nur Mk. 30. Dasselbe Gebett mit Daunen-Deckbett nur Mk. 35. Herrschaftl. Daunenbett nur Mk. 40. — „Reklame-Betten“ nur Mk. 51. — 2 schläfig jedes Gebett Mk. 5 mehr. Verpackung frei. Garantie Umtausch. Viele Dankschreiben. Betten- und Möbelkatalog versenden frei. 10000 Betten schon verkauft. Bitte sofort bestellen.

Bitter & Co., Bettenfabrik, Jena 50, Unterm Markt.

Hüten Sie sich vor Darlehnschwindlern

u. verlangen Sie sofort Näheres über reelle und schnelle Geldverleihung vom Christlich. Schriften-Verlagshaus Hamburg. Viele Dankschreiben aus allen Teilen Deutschlands.



ACHTUNG!

50 000 Paar Schuhe.

4 Paar Schuhe für Mk. 8.50.

Wegen Zahlungsstockung mehrerer grossen Fabriken wurde ich beauftragt, einen grossen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreis loszuschlagen.

Ich verkaufe daher an jedermann, 2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe, Leder braun oder schwarz, galoschirt, Kappenbesatz mit stark genageltem Lederboden, hoheleget, neueste Facon. Grösse laut Nr. Alle 4 Paar kosten nur Mk. 8.50.

Versand per Nachnahme. 35

A. GELB'S Schuh-Export

Krakau Nr. 32

Umtausch gestattet oder Geld retour.

Der w

trag der

heillichen

vinz Westf

eingehende

in erster

im Zeichen

unterricht

zustande,

rens und

den drillich

richt soll

wurde bes

arbeitung

lage des

lehrer der

mund, Gelf

wie der

ber Lehrpla

Eine sel

die Frage,

der Festh

ziehen sein.

diese Hinz

betont, dab

aus der Ha

teten ein Z

umsomehr

mit den For

mit den Dir

Es wur

die Fachle

oder als B

betrachten

ging dahin,

bandes sein.

Einrichtung

verfolgt wer

Nachmit

Vertreter-Ver

in die Umge

* Könn

Um die

entbrannt,

erörtert w

kannten P

Hugo Mün

Magazine

daß die

haben und

halb ist

jeden Richt

zemen unta

daß diese

zweide vort

stufte tren

Jedenfalls

geistige

uns damit

verschied

geeignet

zu erfüllen

Den Bewe

Psychologe

auf denen

Ahlbeck.

Dem Kaiser ist als Neuschaffungsbericht über das erste Jahr des von ihm gestifteten Ahlbecker Kinderheims ein reizendes Heft überreicht worden, das Briefe und Gelegenheits-Zeichnungen der Kleinen enthält, die als Pfleglinge des Kaisers schöne Sommermonate an der Ostsee verbringen durften. Die Briefe wirken in ihrer ungezwungenen Art, wobei man auf die Regeln der Orthographie nicht sehen darf, überaus drollig. Da schreibt ein Knirps an seine Eltern: „Liebe Eltern. Sie schick mir das Essen sehr gut. Ich esse 6 Semmel, es gibt auch Flambrie. Wenn wir ausgehen haben dritten Mal hollen. Das ist eine lange Kette bis draußen. Schokolade gibt es auch wenn die Kaiserin kommt sie trinkt auch und Kaiser. Sie sitzen hoch am runden Tisch. Wir reden laut das ist ein Lärm. Wenn wir die sehr laut so drückt auf der Schilddrüse das ist die Klingel. Es grüßt euer Alfred.“ Und ein kleines Mädchen schreibt folgende überaus gelungenen Zeilen: „Liebe Eltern wir feierten Hochzeit hier. Die Viktoria Luise Prinzessinen Heiratete. Wir verkleideten ein Mädchen und zogen durch viele Gängen. Wir wünschten den Prinzen das er recht sparen und für das Volk Sorge. Es grüßt Lucie Hube.“ Unter den Regierungsjubiläums-Geschenken des Kaisers befand sich ein hölzernes Pferdchen, das ein Anabe der Ahlbecker Kolonie mit seinem drolligen Begleitschreiben dem Kaiser als Geschenk überreicht hatte. Der Kaiser ließ Brief und Geschenk ausstellen.

Handwerker-Fachschulwesen.

Unter sehr zahlreicher Beteiligung wurde in Paderborn der 1. Westfälische Fachlehrer-Vertretertag deutscher Barbier-, Friseur- und Verleumdungsmacher-Innungen abgehalten. Zu der Tagung hatten 23 Innungen Vertreter entsandt. Als Vertreter des Westfälischen Provinzialverbandes war dessen Vorsitzender Lattamp-Münster erschienen; im Auftrage der Handwerksammer Bielefeld wohnte Syndikus Sadmann den Verhandlungen bei.

Der wichtigste Punkt der Tagesordnung war ein Antrag der Innung Gelsenkirchen auf Einführung eines einheitlichen Lehrplanes für sämtliche Fachschulen der Provinz Westfalen. Ueber den Antrag entspann sich eine sehr eingehende und lebhaft ausgeführte Diskussion. Man beschäftigte sich in erster Linie mit der Frage, ob in den Fachschulen auch im Zeichnen sowie im Haarschneiden und Rasieren zu unterrichten sei. Es kam schließlich eine Einigung dahin zustande, die Entscheidung über die Aufnahme des Rasierens und Haarschneidens in den Lehrplan der Fachschule den örtlichen Innungen zu überlassen; der Zeichnungsunterricht soll beibehalten bzw. überall eingeführt werden. Es wurde beschlossen, eine besondere Kommission mit der Ausarbeitung des Lehrplanes zu beauftragen. Als Grundlage des neuen Lehrplanes soll der Kommission, der Fachlehrer der Innungen Almena, Bielefeld, Bochum, Dortmund, Gelsenkirchen, Hagen, Hamm und Lüdenscheid sowie der Vorsitzende des Provinzialverbandes angehören, der Lehrplan der Leipziger Fachschule dienen.

Eine sehr ausgedehnte Aussprache entspann sich über die Frage, ob die Direktoren der Fortbildungsschulen zu der Festsetzung des Lehrplanes der Fachschule hinzuzuziehen seien. In der Erörterung lehnten mehrere Redner diese Hinzuziehung unter allen Umständen ab; es wurde betont, dadurch sehe man sich der Gefahr aus, das Heft aus der Hand zu verlieren. Andere Redner befürworteten ein Zusammengehen in dieser Frage; das müsse umso mehr geschehen, als die Vereinigung der Fachschulen mit den Fortbildungsschulen ein Zusammenarbeiten mit den Direktoren in gewissem Sinne von selbst ergebe.

Es wurde ferner die Frage aufgeworfen, ob man die Fachlehrertagungen als selbständige Veranstaltungen oder als Veranstaltungen des Provinzialverbandes zu betrachten habe. Die Meinung der Vertreterversammlung ging dahin, daß die Tagungen Sache des Provinzialverbandes seien. Es folgt noch eine kurze Besprechung über die Einrichtung von Fachkursen; die Angelegenheit soll weiter verfolgt werden.

Nachmittags unternahmen die Teilnehmer an der Vertreter-Versammlung Ausflüge zum Seemalager und in die Umgebung Paderborns.

Können Frauen

Geschworene sein?

Um diese Frage ist in Amerika ein heißer Kampf entbrannt, in dem das Für und Wider leidenschaftlich erörtert wird. Den Anlaß bietet ein Aufsatz des bekannten Psychologen der Harvard-Universität Professor Hugo Münsterberg, der im neuesten Heft des Century Magazine wissenschaftliche Beweise dafür erbringen will, daß die Frauen nicht imstande sind, triftige Gründe anzugeben und durch sie ihr Urteil beeinflussen zu lassen. Dieser Aufsatz ist das schönere Geschlecht nach seiner Ansicht für jeden Richterberuf und auch für das Amt der Geschworenen untauglich. „Es ist klar“, so schreibt der Gelehrte, „daß diese Tendenz des weiblichen Geistes für viele soziale Zwecke vorteilhaft sein kann. Frauen bleiben ihrem Instinkte treu, sind nicht wankelmütig in ihren Meinungen. Jedenfalls haben wir kein Recht, zu sagen, daß die eine geistige Veranlagung besser ist als die andere; wir müssen uns damit begnügen, festzustellen, daß sie voneinander verschieden sind und daß diese Verschiedenheit Männer geeignet und Frauen ungeeignet macht, um die Aufgaben zu erfüllen, die die Gesellschaft den Geschworenen stellt.“ Den Beweis für seine Behauptung will der ausgezeichnete Psychologe durch folgendes Experiment erbringen: Karten, auf denen eine bestimmte Anzahl schwarzer Punkte war,

wurden zunächst einer Klasse von Studenten gezeigt, die dann die Zahl der Punkte abzählen mußten. Darauf wurden 5 Minuten für eine Debatte über die strittigen Ansichten gewährt, dann mußten die Männer die Zahl wieder abzählen. 52 der männlichen Versuchspersonen rieten das erste Mal richtig und 78 das zweite Mal; es ergab sich also, daß 26 Männer während der Debatte durch die Gründe der andern umgestimmt worden waren. Dieselbe Aufgabe wurde nun einer Klasse von weiblichen Studenten vorgelegt, und ihnen wurde sogar eine Zeit zum Debattieren von 12 Minuten gegeben. Das Resultat war, daß 45 Frauen das erste Mal richtig schätzten, und das zweite Mal wieder 45 Frauen: keine hatte sich von den andern in ihrem Urteil bestimmen lassen. Auf Grund dieser häufig wiederholten und sorgfältig durchgeführten Versuche steht es für Münsterberg fest, daß „die Frauen nichts aus der Diskussion gelernt hatten“, und daß „sie unfähig sind, von ihrem ersten Urteil abzugehen, auch wenn noch so triftige Gründe von der andern Seite dagegen angeführt werden.“ Gegen die in diesem Aufsatz verfochtenen Anschauungen wenden sich nun die Frauen in lebhaften Auseinandersetzungen. Mrs. Fr. L. Kofbach, die Vorsitzende der bereits bestehenden amerikanischen Frauengerichte, die die juristische Doktorwürde erworben hat, verliest eine Versammlung nach dem Friedensgericht von Oak Park bei Chicago und sagte in einer flammenden, mit Begeisterung aufgenommenen Rede: „Gewiß lassen sich Frauen von kalten Beweisführungen weniger leicht bestimmen als Männer, aber dadurch werden sie für den Richterberuf nicht untauglich. Die Frau besitzt eine intuitive Kraft der Erkenntnis, die der des Mannes überlegen ist. Durch die Argumente des Herzens läßt sie sich in ihrem Urteil bestimmen, und das ist von höchster Wichtigkeit bei jeder Ausübung des richterlichen Berufes.“

* Die wiedererstandene Hafenstadt Roms — ein zweites Pompeji.

Stia, die älteste Kolonie Roms und seine Hafenstadt, die in der Kaiserzeit ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels war, lag seit dem Ausgang des Mittelaltums, dem 5. und 6. christlichen Jahrhundert, verödet und wurde von den Römern wenig beachtet. Erst in neuerer Zeit ist durch eine Wandlung eingetreten: das alte Stia erstreckt sich wieder neu, nachdem es so lange unter den dünnen Schuttschichten vergraben gelegen, und eine ganze antike Stadt, aus Licht gerettet durch die jüngsten, in großem Stil betriebenen Ausgrabungen, breitet sich aus. In der internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, gibt der ausgezeichnete Kenner des alten Rom, Prof. Christian Hülsen, einen Überblick über die heute bereits sichtbaren Reste der Stadt und erörtert die außerordentliche Bedeutung, die die Wiederentdeckung Stias für die Kenntnis der alten Kultur und Kunst besitzt. Die neuesten Ausgrabungen, die seit 1908 unter der Leitung von Professor Dante Bagnoli in imposanten Maßstäbe ausgeführt wurden, haben so bedeutende Resultate erzielt, daß man jetzt die Gesamtheit der etwa 40–50 Hektar bedeckenden und circa 50 000 Einwohner Raum bietenden antiken Stadt überschauen kann. Betritt man Stia durch das Stadttor, so tritt man an der Stadtmauer hin, an dem „Kaisersplatz“ und der gewaltigen Statue der Siegesgöttin vor der Hauptstraße entlang, so erheben sich bald die erst vor kurzem ausgegrabenen neuen Thermen mit ihren großartigen Badeeinrichtungen und prächtigen Dekorationen. Die stattlichen Wohnhäuser auf der Straße an der Ostseite der Thermen, der Rio del Vigili, werden erst ausgegraben, aber man erkennt bereits den charakteristischen Typus des Großstadthauses mit seinen vielen Stockwerken und zahlreichen von einander unabhängigen Eingängen und Treppen, der sich von dem altitalischen aus Pompeji bekannten Artenhaufe so deutlich unterscheidet. Unter dieser Straße, die frühestens am Ende des ersten christlichen Jahrhunderts angelegt ist, hat man Reste einer älteren Bauweise gefunden, in der ein prächtiger Mosaikfußboden zutage trat. Um ein recht edeltes, mit vier Delphinen geschmücktes quadratisches Feld, von denen vier symbolische Darstellungen der Windgötter und vier solche von jenen römischen Provinzen enthalten, die zu Stia lebhaft Handelsbeziehungen unterhielten, und die Stadt mit Korn und anderen Nahrungsmitteln versorgten. Ganz nahe nördlich von den Thermen liegt die bereits durch frühere Ausgrabungen berührte, aber erst jetzt ganz freigelegte Kaserne der Feuerwehrt, ein Rechteck von ca. 45:60 m mit festungsartig geschlossener, Erdgeschossigen Wänden nur von schmalen, schiefelartigen Fenstern durchbrochen werden. Vor dem Portal standen zwei kleine Häuschen, nach der Dekoration mit Tringenfahnen zu schließen, Marktentenbuden. Der stattliche Säulenhof ist an drei Seiten von Wohnlokalen, Magazinen und dergl. umgeben; an der vierten befindet sich eine große, schön geschmückte Kapelle für den Kaiserkult. Unter den sonstigen Räumen fällt eine luxuriös und geräumig ausgestattete Latrinenanlage auf, in welche fonderbarerweise eine kleine Kapelle der Fortuna mit einem Marmorsarkophag eingebaut ist. Sie war laut der Unterschrift von einem Unteroffizier des Feuerwehrtorps gestiftet und bekräftigt das Wort des Kirchenvaters Clemens von Alexandria, der die Heiden verhöhnt, weil sie der Glücksgöttin laar auf dem Abtritt Nizäer errichteten. Nicht weit von dem schon früher erschlossenen Theater ist ein interessantes christliches Denkmal aus Licht getretten, ein kleiner Bau mit mehreren Nischen, wahrscheinlich ein zum Andenken an mehrere Märtyrer errichtetes Torium. Bei Freilegung des Platzes hinter dem Bühnengebäude wurden wichtige Mosaiken und Inschriften gefunden, die über die große Ausdehnung des von Stia aus betriebenen Handels orientieren. Außerdem wurden große wohl erhaltene Seider und Magazine freigelegt. So neben einer Vadekerei ein Magazinraum mit 35 lugelförmigen Tongefäßen, in denen Mehl bewahrt wurde. Die Häuser, die man in der Umgegend dieser großen Speicher ausgrub, haben Leben im Erdgeschoss, sind teilweise bis zum zweiten Stockwerk erhalten und lassen darauf schließen, daß noch ein drittes, vielleicht sogar noch mehrere Stockwerke vorhanden waren. Die großartigste aller Ruinen von Stia, die Cella des großen Tempels, die Jahrhunderte lang als einziger Bau über die große Schutthülle hervorragte, ist nunmehr näher durchforscht worden. Der prächtige Ziegelbau ist im Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts errichtet worden und war wohl, wie man einer Ehreninschrift entnehmen kann, der Roma und dem Augustus geweiht. Die lange umstrittene Stätte des Forums ist nun ebenfalls durch einen vor kurzem gemachten Fund sicher gestellt.

Man fand in unmittelbarer Nähe des großen Tempels eine Marmorbasis mit Inschrift, die bewies, daß hier das Forum liegt, das in der nächsten Ausgrabungskampagne ans Licht gehoben werden soll. — Ein zweites Pompeji vor den Toren Roms, so darf man das wiedererstandene Stia nennen, das seine einzigartige Bedeutung gerade als Ergänzung der in Pompeji gewonnenen Eindrücke besitzt. Während die Reste des zur Zeit der Republik entstandenen Stia nicht sehr groß sind u. auch die älteste Anlage nicht über das Jahr 300 vor Chr. hinauszugehen scheint, zeigt die obere Gebäudeschicht, das Stia der Kaiserzeit, eine Stadtanlage, die zum großen Teil um die Wende des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. entstanden ist, also gerade da beginnt, wo Pompeji aufhört. Neben das mehr idyllische Bild der campanischen Villenstadt tritt hier der Eindruck einer imposanten römischen Handelsstadt, die mit ihren vollständigen Häusern und ihren Bauten für Hafen- und Handelszwecke ein reiches, bisher unbekanntes Material zum Studium der römischen Bautechnik und der Wanddecoration der Kaiserzeit darbietet.

Sin „Napoleon des Antiquariats“.

Im Alter von 42 Jahren ist in London Bernhard Quaritch gestorben, wohl einer der größten Bücherkennner, den die Welt besaß, ein — wie selbst seine Kollegen sagen — „Napoleon des Antiquariats“ und ein würdiger Nachfolger seines im Kunsthandel so schnell berühmt gewordenen Vaters, der 1847 aus Sachsen nach England kam und damals den führenden englischen Antiquar Henry George Bohn folgte. Er erklärte: „Sie sind der erste Bücherverkäufer Englands, ich will der erste von Europa werden.“ Er wurde es und hat seinem jetzt ihm im Tode folgenden Sohn die Bahn geebnet; aber ohne seine selbst von den Gegnern bewunderte Kennerkraft und ohne seinen fähigen und unerschrockenen Unternehmungsgestalt hätte Bernhard Quaritch der jüngere niemals im internationalen Markt alter Bücher und Manuskripte jene beherrschende Stellung erringen können, die er sich geschaffen hatte. Als er 1899 der Nachfolger seines Vaters wurde, hatte er eine lange und auch bereits tatensreiche Vorbereitungsarbeit hinter sich, hatte sozusagen von der Pike auf gebietet, ein Jahr in Leipzig und dann ein Jahr in Paris gearbeitet. „Er war unser König“, sagte der Kunsthändler Sabin, als er am Donnerstag von dem Tode seines großen Kollegen erfuhr, der schon als junger Zwanziger eine Entdeckungstour nach den griechischen Inseln unternahm und von dieser Fahrt ins Ungewisse mit einem Schatz alter Manuskripte und Bücher zurückkehrte, um den ihn die berühmtesten Sammler der Welt beneiden konnten. Bernhard Quaritch war es auch, der Pierpont Morgans berühmte Bibliothek aufbaute, der junge, damals 30-jährige Mann, wurde bald der Vertraute des Multimillionärs, und ohne Quaritch wäre die Bücherammlung Morgans nie das geworden, was sie heute ist. Ein englischer Bibliophile erzählt eine für das Wissen dieses großzügigen Antiquars bezeichnende kleine Episode. „Ich glaube, es hat nie einen Menschen gegeben, der so viel über die Geschichte einzelner Bücher wußte. Ich sah ihn zum letzten Male in der kleinen, inneren Bibliothek Pierpont Morgans, in jenem Räume, wo die eckelbarsten Handschriften verwahrt sind. Pierpont Morgans Bibliothekar, ein gelehrter Kenner, der die Geschichte dieser Bücher zu seinem Spezialstudium gemacht hat, erklärte einige Manuskripte und Bücher. Und dann begann Quaritch zu sprechen. Er ergänzte die Ausführungen des gelehrten Bibliothekars, ergänzte sie ganz unbewußt, ohne sich inne zu werden, welche gewaltige Summe von Wissen und welches Gedächtnis aus seinen Worten sprachen, erzählte ganz naiv die genaue Geschichte einzelner Bücher durch Jahrhunderte, konnte sagen, durch welche Hände sie gegangen waren, welche Preise sie jeweils erzielt und wie ihr Wert geschwankt hat. Als wir die Bibliothek verließen, wagte keiner von uns mehr etwas über ein einzelnes Buch zu sagen, wir blühten nur stumm auf diesen Mann, der alles zu wissen schien, nur nicht das eine: daß es ungeheuer viel war, was er wußte.“ Millionen gingen jährlich durch seine Hände, für den ersten Folianten Schafes legte er beispielsweise ohne weiteres 60 000 Mark an, für einige Zeichnungen von Blate 112 000 Mark, für die Mazarin-Bibel über 110 000, aber wie sehr er selbst bei diesen romantischen Ziffern weitbilde den Geschäftsmann war und immer recht behielt — im Grunde war dieser große Antiquar ein Idealist reinkarniert, der beste Freund und Ratgeber seiner Nebenbuhler, kurz, mehr als ein „Napoleon des Antiquariats“: ein großzügiger Mensch.

Telefunkenverkehr mit Geistern.

In der französischen Hauptstadt treibt der Aberglaube manchmal die merkwürdigsten Blüten. Jetzt ist man wieder einem Schwindel auf die Spur gekommen, der jedem vernünftigen Menschen ungläubig erscheinen muß, man hat nämlich eine „funkentelegraphische Station“ aufgefunden, die bestimmt war, den Gläubigen den Verkehr mit den Geistern ihrer abgechiedenen Lieben zu vermitteln. Die Spiritisten geben mit der Zeit, Geisteserscheinungen ziehen nicht mehr, auch an „Geisterbriefe“, die mit der Post antommen, will niemand mehr glauben, denn auch in den Köpfen der Geistesgläubigen gewinnt eine gewisse Aufklärung Platz. Was lag da näher, als die unkontrollierbaren drahtlosen Wellen in den Dienst der Sache zu stellen. Die finstige Dame, die auf den neuen Trid kam, verstand es, in hohen aristokratischen Kreisen die Nachricht zu verbreiten, daß sie in einer Vision vom Himmel die Weisung erhalten habe, zwischen den Menschen und den Engeln mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie einen Verkehr anzubahnen. Wie immer, so hatte auch dieser Schwindel in den Kreisen, an die er sich wandte, Erfolg. Man glaubt dort an den plumpsten Betrug, wenn er sich nur ein überirdisches Mäntelchen umhängt. Man begann also, sich lebhaft für die Telefunken-dame zu interessieren, Bigotterie und Aberglaube taten das übrige, und bald erfreute sich die himmlische Telefunkenstation lebhaften Belüchtes. Auf dem Hause ragte ein überaus hoher Mast, wie man ihn von den Funkentelegraphenstationen kennt, mit einer Antenne gen Himmel, um die himmlischen Nachrichten in Empfang zu nehmen und die Telegramme der Irdischen zu den Geistern ins All zu schicken. Der Apparat funktionierte tatsächlich, und bei den täglich abgehenden „Seancen“ hörte man in den Aufnahmearrängen deutlich die Grüße und Antworten der lieben Toten hallen; d. h., die Leiterin des Betriebes gab der einlaufenden Morsetexten die auf den Fall passende Deutung, und die gläubigen Klienten zweifelten nicht einen Augenblick daran, daß die verkörbten Bräutigams, Egegaten und Großväter tatsächlich von einer Sendestation im Himmel aus Nachricht gaben. Nachdem die Sache einige Zeit gedauert hatte, kam die Polizei endlich dahinter und tat, zum großen Bedauern der noch immer nicht zweifelnden Anhänger des Verfahrens die nötigen Maßnahmen.

Tragischer Tod.

Aus Ostia kommt die Kunde von einem tragischen Unglück auf dem Mont Blanc: ein junger, lebensfroher, 19-jähriger Student fand während einer Gebirgstour durch

Ermüdung und Erfrieren ein tragisches Ende. Am Samstagabend waren drei junge Alpinisten ohne Führer von Martigny aufgebrochen, um die Besteigung des Mont Blanc zu wagen; sie wollten den Weg über die Schutthütte Bellevue und den Tete Rouge wählen. In den letzten Tagen waren in dem Gebirgsgebiet des Mont Blanc starke Schneefälle niedergegangen, so daß die drei jungen Bergsteiger auf große Schwierigkeiten stießen. Erst am Sonntag erreichten sie den Dome du Gouter, und zwar zur Zeit der Abenddämmerung. Um die Nacht nicht im freien Raft auf den Weg zur Schutthütte; aber bald senkte sich ein dichter Nebel herab und ließ die Wanderer die Orientierung verlieren. Die Nacht brach herein und die Müdigkeit der drei Verirrten steigerte sich bis an die Grenze völliger Erschöpfung. Um wenn möglich Zeit zu gewinnen, trennte sich die kleine Gruppe: einer von ihnen wählte den Weg nach rechts, während die beiden anderen nach links wanderten. Der erste war der Glückliche, nach zweistündiger, mühevoller Wanderung erreichte er die Schutthütte. Als seine Gefährten nicht eintrafen, brach er, nachdem er sich durch etwas Tee erwärmt hatte, wieder auf, um in der Nacht den beiden Freunden entgegenzugehen. Er traf sie etwa eine Stunde von der Hütte entfernt; hier waren sie völlig erschöpft niedergelunken. Umsonst suchte der Hingekommene die beiden entmutigten Gefährten aufzumuntern; sie waren außerstande, auch nur einen Schritt weiter zu tun. Die Bemühungen des Freundes mußten sich darauf beschränken, die beiden anderen am Einschlafen zu verhindern und da er sie nicht im freien allein lassen wollte, beschloß er, bei ihnen im Freien zu übernachten. Unter einem Felsvorsprunge fand man einen geeigneten Lagerplatz und begann nun den stummen Kampf gegen den Schlaf. Aber es war vergebens. Als das Morgenrot heraufzog, war einer der drei jungen Leute infolge der Erschöpfung und der Kälte gestorben. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Der auf so tragische Weise um sein junges Leben gekommene Student heißt Maerlin und stammt aus Schaffhausen. Eine Führerexpedition ist aufgebrochen, um seine Leiche einzuholen.

Chinesische Anekdoten.

Ein Großvater verabschiedete seinem Enkel eine Tracht Prügel. Auf sein Geschrei eilte der Vater des Kindes herbei, und als er sah, was hier vor sich ging, prügelte er sich selbst, soviel man sich eben selbst aus Leibeskräften prügeln kann. „Was soll das heißen?“ fragte der alte Mann. „Ja“, antwortete dieser, „hast du meinen Sohn, so habe ich eben deinen!“ — Ein sehr nervöser Herr wohnte zwischen einem Kupferschmied und einem Grobschmied. Beide hämmerten und lärmten den ganzen Tag, was den alten Herrn in große Verzweiflung brachte. Er ließ ihnen sagen, er wolle ihnen ein großes Mal und viel Geld geben, wenn sie beide auszögen. Damit waren die Schmiede einverstanden. Das Mal mundete herrlich, das Geld war ausgezahlt, und nun fragte der nervöse Herr, wo sie hinziehen würden. „O“, erwiderte der Kupferschmied, „ich ziehe in das Haus der Grobschmieds, und dieser zieht in das meinige. So ziehen wir also beide aus, wie du gewünscht hast.“

Ein Stierkampf im Hotelvestibül.

Einen eigentümlichen Stierkampf konnten vor einigen Tagen die Einwohner von Toledo sehen, nämlich einen Stierkampf im Hotelvestibül. Ein berühmter Stierkämpfer stand in dem Portal eines Hotels, als ein Viehtreiber mehrere Stiere vorübertrieb. Der Stierkämpfer kam auf den Gedanken, die Tiere in seiner üblichen Weise zu reizen. Er hatte dabei den Erfolg, daß sich ein junger Stier mit geklemmtem Kopf auf ihn stürzte. Der Stierkämpfer wich in das Vestibül zurück, wohin ihn der Stier verfolgte. Ein Handwerker, der dem Stier im Wege stand, wurde von dem wilden Tiere beim ersten Ansturm mit den Hörnern aufgespießt und weit über den Platz weggeschleudert, wobei er schwere Wunden davontrug. Der Stier richtete nun seine Wut gegen den Stierkämpfer, der den Kampf annahm und bereit war, ohne Vorbereitung in dem Hotelvestibül seine Kunst zu zeigen. Er wurde dazu noch durch die Menschenmenge angefeuert, die sich sofort ansammelte. Der seltsame Kampf dauerte einige Minuten. Dabei wandte das Tier sich, da sein Peiniger ihm stets geschickt entwich, mehrfach gegen die Zuschauer und verletzte einige von diesen. Der Stierkämpfer war aber immer wieder sofort zur Stelle, um die Aufmerksamkeit und die Wut des Tieres auf sich zu lenken, was ihm auch gelang. Nach einer endlosen Quälerei glückte es ihm dann, den Stier so schwer zu verwunden, daß er erschöpft durch den Blutverlust zusammenbrach. Die Menge heulte geradezu vor Vergnügen über das unentgeltliche Schauspiel. Man feierte den Stierkämpfer, trotzdem durch seine Schuld mehrere Personen schwer verletzt worden waren, wie einen Helden, und sammelte Geld, damit er dem Viehtreiber das getötete Tier bezahlen konnte. Der Treiber zog glücklich von dannen, und der Torero hatte bei seinen Vorführungen in den nächsten Tagen infolge der gelungenen Reklame wohlgefüllte Häuser.

Das Urbild des deutschen Michels.

Es ist kaum bekannt, daß der deutsche Michel, diese Personifikation des Deutschen, auf eine historische Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts zurückgeht und schon im Grimmschen Simplicissimus vorkommt. Das Urbild des deutschen Michels ist Hans Michael Elias von Obentraut, einer der zahlreichen Soldatenführer, die die Religionskriegen in Deutschland hervorbrachten. Er erhielt wegen der empfindlichen Schlappen, die er seinen Gegnern, besonders den Spaniern, beibrachte, den Namen „der deutsche Michel“. Johann Michael Elias von Obentraut, 1574 geboren, entstammte einer im Westerwalde heimischen Adelsfamilie. Er erscheint zuerst in der Kriegsgeschichte seiner Zeit 1610 von der protestantischen Union bestellt als Rittmeister über 500 Mann im Unionstruge gegen Erzherzog Leopold Wilhelm. Neun Jahre später wird er als Oberster über 300 Reiter im Dienste des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz genannt. Die Unionen gerieten hier in eine ungünstige Lage, nur Obentraut rettete durch glückliche Streifzüge und kleinere Gefechte die Ehre der Waffen der Union. Nach dem Frieden von 1621 blieb Obentraut vorläufig ruhig in der Pfalz stehen, doch schon im August desselben Jahres tut er den kaiserlichen Truppen in der Unterpfalz mancherlei Abbruch. Noch bedeutender werden seine Unternehmungen, nachdem sich auch Mansfeld am Rhein eingefunden hat. Als Friedrich V. sein Seer auflöste, wurde Obentraut dienstlos. Im August 1625 erfahren wir dann von ihm, wie er dem Herzog Johann

Ernst von Sachsen-Weimar zum Generallieutenant über seine Reiterei bestellt wurde, und schon am 2. September fand Obentraut Gelegenheit, den kaiserlichen seine Untunft fühlbar zu machen. Er zwang Tilly zur Aufhebung der Belagerung der am rechten Ufer der gelegenen Stadt Nienburg. Als er aber versuchte, das feste Haus Calenberg, das den kaiserlichen wieder übergeben worden war, durch Ueberfall zurückzugewinnen, ereilte ihn sein Schicksal. In dem verzweifelten Gefecht, in dem auch Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg getötet wurde, empfing Obentraut eine tödliche Wunde. Er wurde in der Kutsche des kaiserlichen Generals Johann Jakob Grafen von Anhalt fortgebracht. Sterbend sagte er zu Tilly, der herangeritten war, um dem mit dem Tode ringenden Gegner seine Achtung zu bezeugen: „In solchen Gärten pflückt man solche Rosen.“ Erst 1628 erhielt seine Leiche die endgültige Ruhestätte in der hannoverschen Marktkirche von St. Jakob und Georg. An der Stelle seines Todes wurde ihm ein Obelisk gesetzt. Das ist der Mann, der als „der deutsche Michel“ im kaiserlichen und spanischen Heere bezeichnet wurde, und besonders die Spanier hatten einen gewaltigen Respekt vor diesem deutschen Reden.

Was der Tag bringt.

Der endlose Prozeß. Im Dortmunder Ohm-Prozeß wegen des Zusammenbruchs der Niederdeutschen Bank war der 72. Verhandlungstag zu verzeichnen und noch ist kein Ende abzusehen! Der schleppende Gang des Prozesses erklärt sich daraus, daß alle Parteien das größte Interesse daran haben, über alle von Ohm in Verbindung mit der Bankleitung betriebenen Kompagnie-Geschäfte Klarheit zu erhalten.

Der Rundflug um England, in dem 100 000 Mark zu gewinnen waren, hat der englischen Wollfart den „hörsbaren Ruch nach vornwärts“ nicht zu geben vermocht, ist vielmehr unentschieden geblieben, so daß die Prämie für dieses Jahr nicht zur Verteilung gelangt. Nach Zurücklegung von etwa zwei Dritteln der rund 2500 Kilometer betragenden Gesamtstrecke ist der einzige Bewerber, Hawker, auf einem Sopwith-Flugzeug kurz vor der dritten Flugprüfungsstelle abgestürzt, und da in der kurzen Zeit bis zur Beendigung keine Möglichkeit der Wiederholung des Fluges vorlag, ist mit diesem Unfall der Wettbewerb zu einem vorzeitigen Ende gekommen.

Einem schönen Brauch huldigen die in Dijon in Frankreich studierenden Deutschen. Alljährlich ziehen sie, auch wenn die Schar oft klein ist, hinaus zum Denkmal der Ebene von Bouilly, um den in den Kämpfen bei Dijon 1871 gefallenen Volksgenossen eine Ehrung zu erweisen. Diesmal waren es an die dreißig, die sich zu der jährlichen Gedenkfeier einfanden. Eine kurze, markige Ansprache, deren Gehalt ein dreifaches Surra bekräftigte, rief den Teilnehmern die große geschichtliche Erinnerung ins Gedächtnis. Zur äußeren Ehrung der Toten wurde ein Kranz niedergelegt mit der Aufschrift: „Den deutschen Helden von 1870—1871. Die deutschen Studierenden der Universität Dijon“.

Luxus eines Hundes.

Chicagoer Blätter veröffentlichten am letzten Mittwoch ein Interview mit Mrs. Maurer, der Frau eines vielfachen Millionärs, die sich in bestigen Worten gegen die Hinterlist und Rücksichtslosigkeit der städtischen Hundefänger ausließ. Sie erzählte, wie es ihrem eigenen Bullterrier Theo erging, für dessen Bequemlichkeit eine vierzimmerige Wohnung genommen wurde, die 140 Mark pro Monat kostet. In dem Schlafzimmer des Vierfüßlers gibt es die weichen Daunentissen, die bequemsten Rückenstühle und sonstigen Luxusgegenstände. Die Badeeinrichtung besteht vollständig aus weißem Porzellan und Brauseapparat. Außerdem hat Theo ein besonderes Speisezimmer und eine kleine Küche, die mit allen Delikatessen, die ein Hundeherrz erkrant, auf das reichlichste versorgt ist. Als Theo kürzlich friedlich in seinen Daunentissen schmachtete, erzählte seine Herrin einem Zeitungsmann folgendes: „Theo wurde diesen Morgen auf das tödlichste infiziert. Ein paar Schritte von seiner Wohnung entfernt, nahm ich ihm seinen Maulkorb ab. Einer der falschen Hundefänger, der Theos Wert erkannte, ergriff ihn beim Krägen und schleuderte ihn fort. Ich nahm sofort ein Automobil und fuhr zum Bürgermeister Harrison, mit dessen Hilfe ich meinen Liebling zurückholte. Dann mietete ich das beste Fuhrwerk, das ich bekommen konnte, und fuhr mit ihm den ganzen Tag inspiieren. Als ich ihn dann nach Hause brachte, machte ich ihm sein Bad zurecht, was ihm sicher not tat, nachdem er mit solch gewöhnlichen Hunden eingesperrt war. Nach dem Bade gab ich ihm sein Essen im Speisezimmer. Jetzt schläft er und darf nicht gestört werden.“ Mrs. Maurer ist der Ansicht, daß alle Hundeliebhaber sich zusammenschließen müßten, um bei der nächsten Wahl eine Reform im Chicagoer Hundefängergewesen durchzuführen.

Der Vulkanausbruch des Ufu.

Professor Amori, der unermüdete Erdbeben- und Vulkanforscher in Japan, hat eine neue ausführliche Beschreibung eines großen Vulkanausbruchs veröffentlicht, der im Sommer 1910 stattgefunden hat. Sein Herd war der Ufu, in der Nähe der japanischen Nordinsel Jezo. Dies Naturereignis wird als das größte bezeichnet, das in den letzten Jahren an ähnlichen Erscheinungen in Japan stattgefunden hat, und hat so große Umwälzungen der umgebenen Landschaft hervorgerufen, daß ihre gründliche Erforschung erst jetzt zum Abschluß gekommen ist. In Höhe ist der Ufu einer der kleinsten Vulkane Japans, da sein Gipfel nicht ganz 600 Meter erreicht. Diese Zahl gehört jetzt freilich der Vergangenheit an, da sich durch den Ausbruch auf der Nordseite des Vulkans ein neuer Berg bildete, der im Lauf eines Vierteljahrs bis 150 Meter wuchs, dann bis zum Frühjahr 1911 allerdings wieder um etwa 40 Meter zurückfiel.

Die Heilung der Zigarettenraucherinnen.

Der „Anti-Zigarettenbund von Amerika“ hat in Chicago ein Krankenhaus eröffnet, in dem Männer und Frauen unentgeltlich von dem Vaster des Zigarettenrauchens geheilt werden können. Es sind hauptsächlich Frauen, die sich einer solchen Kur unterwerfen, denn sie leiden schwerer unter den schlimmen Folgen des Rauchens als die Männer. Die Leiterin des Institutes Lucy Gage Galtan war, wie sie aus ihren Erfahrungen erzählte, überrascht von der großen Anzahl herzerweichender Briefe, die Frauen an sie geschrieben, weil sie dem Zigaretten-Vaster verfallen. „Viele dieser Frauen rauchten schon seit 20 Jahren Zigaretten und waren geradezu zu Sklaven dieser Gewohnheit geworden. Verheiratete Frauen sind in der Ueberzahl, und besonders häufig scheinen sich Schauspielerinnen dem Zigarettenrauchen zu ergeben. Diese Künstlerinnen schädigen dadurch ihr Organ schwer, so daß sie nicht mehr gut sprechen oder singen können. Eine der ergreifendsten Klagen, die mir zugeht, kam von einer jungen Frau, die gestand, ihr Rauchen habe zur Verdrückung ihres ganzen häuslichen Glüdes geführt.“ Die Behandlung, der die Patientinnen und Patientinnen des neuen Krankenhauses unterworfen werden, besteht darin, daß sie ein Mundwasser benutzen müssen, welches eine geringe Lösung von Silbernitrat enthält. Damit zusammen wird eine

vegetarische Diät durchgeführt. Wenn der Patient während dieser Kur raucht, so bewirkt das bei ihm Erbrechen. Unter den Zahlreichen, die Heilung suchten, befand sich eine Familie, bestehend aus dem Vater, drei Söhnen, einer Tochter und zwei Enkeln. Ein Kaufmann sandte 200 männliche und weibliche Angestellte zur Behandlung.

Der älteste Parlamentarier der Welt.

Der Nestor unter den Parlamentariern ist zweifellos der ungarische Reichstagsabgeordnete Josef Madarasz, der seinen hundertsten Geburtstag feiern konnte. Schon mit neunzehn Jahren bekleidete er die Stelle eines Funktionärs im Reichstags von 1832, und im Jahre 1848 wurde er dann zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Er machte den Freiheitskrieg als Hauptmann mit, wurde später verbannt, lebte eine Zeitlang fern von Ungarn, kehrte dann im Jahre 1861 zurück und wurde in dem Wahlbezirk zu Szeged abernals gewählt. Seitdem vertritt er ununterbrochen denselben Wahlbezirk, also seit 52 Jahren! Er war immer ein unbeugsamer Revolutionär, ein Bionier des unabhängigen Ungarn und ist heute, in seinem hohen Alter, noch immer intransigent als manche Jüngere. In den großen parlamentarischen Kämpfen des vergangenen Jahres nahm er auch teil. Auch er obstruierte gegen Tiszas Gewalt-Geschäftsführung, und auch er wurde durch die Parlamentswache aus dem Saal geschleppt. Der alte Herr ist noch ganz frisch und sehr rüstig. Er selbst sagte, er hoffe noch seinen hundertsten Geburtstag auch als Reichstagsabgeordneter feiern zu können.

Allerlei.

Voneiner Papiermaschine zermalmt. Wie die „Schles. Gebirgszeitung“ meldet, stürzte in der idyllisch gelegenen Papierfabrik Weltend der Maschinenfürher Heintze in der Nacht zu Freitag von einer Leiter in eine Papiermaschine. Der Kopf und die Gliedmaßen des Unglücklichen wurden total zermalmt. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Ein schwieriges Problem. Der 6jährige Richard soll mit Mama einen Besuch machen und erhält die Aufgabe, sich zu diesem Besuche recht sorgsam und ordentlich anzuziehen. Wirklich erschießt er denn auch als ein kleiner Gentleman und blickt befriedigt auf Anzug und Schuhe. Plötzlich aber taucht ihm ein schwieriger Problem auf und er fragt zweifelnd: „Mama, soll ich mir Handschuhe anziehen oder die Hände waschen?“

Um hundert Kronen. In Patraz (Kroatien) hat der Landwirt Jovovic seinem dreijährigen Sohn mit einer Sense den Kopf abge schnitten, weil das Kind eine verstellte Hunderkronen zerriff. Die Frau dieser Bestie in Menschengestalt, die im Nebenzimmer einen Säugling badete, eilte herbei und versiel angesichts der Untat des Bauern in einen Starckampf. Der Säugling ertrank im Bade.

Im Luxuszug Wien-Benedig wurde der junge Fürst Urussow aus Moskau von einer Abenteuerin eines kostbaren Siegelrings im Werte von etwa 100 000 Mk., Geschenk eines Zaren an einen seiner Vorfahren, beraubt. Die unbekannte Diebin hatte dem Fürsten einen Schlaftrunk in seinen Wein gemischt.

Die Stadt der Automobiliebe. Die Stadt, in der die meisten Automobile gestohlen werden, ist nach den Angaben der Zeitchrift „Autocar“ Chicago. Der wenig beneidenswerte Reford, der hier in der ersten Hälfte des Jahres 1913 aufgestellt wurde, umfaßt nicht weniger als 540 Automobiliebstahle, bei denen Wagen im Werte von fast vier Millionen Mark verloren gingen. 470 dieser gestohlenen Automobile hat nun allerdings die finbige Polizei, die in der Veroflgung dieser Verbrechen augenscheinlich viel Uebung besitzt, den Eigentümern wieder zurückgebracht; 70 aber waren endgültig gestohlen.

Praktischer Elternschuß. In einer englischen Provinzzeitung ist, wie das „Windor Magazine“ mitteilt, vor kurzem eine Annonce erschienen, die augenscheinlich nur humoristisch gemeint ist, aber gewiß von so manchen Eltern, die ermüdet vom Geschäft nach Hause kommen, als zeitgemäß empfunden werden wird. Sie lautet folgendermaßen: „Gesucht — zwei rebselige Personen, wohlverfahren auf allen Gebieten menschlicher und übermenschlicher Wissenschaft, männlichen oder weiblichen Geschlechts, die imstande sind, alle Fragen eines kleinen Mädchens von drei Jahren und eines Jungen von vier Jahren zu beantworten. Die betreffende Person muß vier Stunden am Tage Dienst tun und während dieser Zeit den Eltern Ruhe verschaffen.“

Sarasate als Tafelredner. Der berühmte Geiger Sarasate war einmal bei einem englischen Lord zu Gaste. Er wurde hoch gefeiert, und mehr als eine Tischrede wurde ihm zu Ehren gehalten. Schließlich empfand Sarasate, daß er doch ein paar Worte des Dankes antworten müsse. Er erhob sich unter allgemeiner Spannung — aber Sarasate ist wohl ein guter Musikant, doch ein schlechter Redner, und in dem Augenblicke, wo er beginnen wollte, merkte er auch schon, daß er den Faden verloren hatte. Er wollte sich setzen. Allein ein Beifallsturm und die Rufe „Reden! Reden!“ hinderten ihn an dieser Absicht. Da half kein Mundspigen, es mußte gepiffen sein, und Sarasate begann: „Meine Damen und Herren! (Lebhafter Beifall.) Bist du tot... (Pause.) ... Paganini ist dahingegangen... (Längere Pause.) ... Wagner ist nicht mehr...“ Hier hielt Sarasate inne und versank in einer tiefen Nachdenken, aus dem er schließlich voller Verzweiflung mit dem Rufe aufbrach: „Und ich fühle mich heute auch gar nicht gut.“ Sprachs und setzte sich wieder hin. Und die Wirkung der merkwürdigen Rede? Beifall, tosender Beifall!

Die Cholera, ein unfeliges Erblid aus den Balkan-Kriegen, fladert hier und da auf. In Wien kam ein Cholerafall und ein choleraerbdächtiger Fall vor; es wurden die umfassendsten Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Auch in Oberösterreich kamen Choleraerkrankungen vor. Der Herd der Seuche befindet sich auf den früheren Schlachtfeldern von Rirkilise und Aile Burgas. Hier kamen erst in den letzten Tagen etwa fünfzig Neuerkrankungen an Cholera vor, vierhundert frühere Fälle verliefen tödlich.

Nach M...
leute un...
Codesfal...
schuldigu...

Wie
In Ber...
statt. Das...
genau zwei...
gewesen, he...
lichem Grün...
Nach zu...
Kaiser nabh...
hielt eine...
der Fahnen...
die der Re...
Tausenden...
fürmliche D...
dürften un...
Sympathie...
neue die

proklamiert...
polnischen...
Hofe gegau...
„Die ga...
etwas „Erd...
die eine neu...
heit der po...
gelante „Bo...
Das „Boll...
hange von...
lassen da...
politisierte...
bestigt, um...
der aber ni...
auf einen...
aber die al...
nationale M...
rauben tam...
Leben der...
Jede Fr...
gedeutet. M...
dementsprech...
In Sig...

des Königs...
Auguste Wi...
des Fürsten...
der standes...
mister des...
Eulenburg...
Brautpaars...
Wissabon...
Deutschland...
scharf zu...
Augenmerk...
um dort...
Die La...
ist keine Al...
Nachbeter...
ling an der...
eigenlichen...
Giamaringe...

Preisgeld...

Maffen...
ihm dieser...
lehnen, (so...
Blide teils...
So ist...
des Kapitan...
Raum...
Stadt hind...
der Berline...
langen Zug...
Der Fr...
und galopp...
umsauften...
Mut gehör...
er in die...
General vor...
heran. Der...

Der K...
und blutige...
Berzweiflun...
ging jedoch...
mussten ver...
Da wa...
heit auf die...
zurückgewor...
Preußen zu...
mer fiel ih...
zu schließen...
führte. D...

was, um flüchtig oder vielleicht sogar um hundert Prozent, fallen werden. Dann ist der Zeitpunkt für das von mir geplante Geschäft gekommen. Ich werde meine Abreise nach London aussetzen, um so viele Goldbarren als möglich zu kaufen, und wenn dann noch Mieberstellung der telegraphischen Verbindung des Dementi erfolgt, haben wir unter Umständen im Augenblick.

George Marshall griff sich an die Stirn. Der Ausdruck, den sich ihm da erschante, machte ihn schmerzlich. „Reichen Sie, wenn ich Ihnen da noch nicht ganz zu folgen vermag, mir sofort, ein solches Mieberstellung müßte auf der Stelle durchgemacht werden. Müßte eine große Geldsumme und ein erstes Bankrott sein, jeder bei der eintreffenden Depesche, die doch von einem beliebigen Geschäftler aufgegeben sein kann, ohne weiteres volle Glaubwürdigkeit hat.“

„Der Grund macht Ihnen Urteil alle Ehre“, sagte Marshall mit freundlicher Zurechtweisung, „aber er hat trotzdem keine Berechtigung. Schon um der teuren Depeschengeldern willen — jedes Wort kostet, wie Sie ja wissen werden, fünf Schilling — hat jede Zeitung und jedes große Handelshaus für den eigenen Bedarf seinen besonderen Telegraphenbestellungsstellen, seinen Fernschreibern den Korrespondenten ernannt, eine Abrechnung über einen ganzen Tag durch ein einziges Wort auszugeben. Diese Schüssel werden, um einem Mißbrauch vorzubeugen, strenglich gehandhabt und nur den unmittelbaren Beteiligten bekannt gegeben. Kommen die Korrespondenten also in dieser Weise in Betracht, so werden die Empfänger überzeugt sein, daß nur ihre eigenen als zuverlässig bekannten Korrespondenten die Abrechnung sein können.“

„Das ist einleuchtend. Aber wenn die Telegraphenbestellungen so streng gehandhabt werden, wie wollen Sie dann zu ihnen gelangen?“

„Das ist allerdings so ziemlich der schwierigste Teil des Unternehmens. Der Zufall ist mit uns so glücklich gewesen, als ich in meiner früheren Eigenschaft als Hauptabteil Korrespondent einer großen Londoner Zeitung den Depeschenbestellungsstellen des Marquis besaß. Den einen geeigneten Bankanten aber wurde ich mit erst noch verhaften müssen, und das wird voraussichtlich nur unter großen Opfern möglich sein. Aber Sie können versichert sein, daß es mir gelingt, und daß der Erfolg unseres großen Strebs schließlich durch eine von Ihnen begünstigte Ungleichheit in Strafe gestellt werden könnte.“

„Durch meine Ungleichheit? Aber was soll die denn eigentlich meine Aufgabe bestehen?“

„Darin, daß Sie nach Mantua gehen und in geeigneten Augenblick für die Unterbrechung der telegraphischen Verbindung sorgen. Denn ohne diese wäre das ganze Unternehmen nichts als ein unglücklicher Schachzug.“

George Marshall hatte wohl schon etwas Derartiges gehört, denn er zeigte sich nicht mehr allzu sehr überrascht. „Aber sein Gesicht war ernst geworden.“ „Sie verzeihen, Mr. Marshall, daß dann immer noch das Mieberstellung da sein würde, das über St. Vincent geht.“

„Statistisch müßte ein Zeitpunkt abgemessen werden, wo auf jeder Seite wieder eine der häufigen Störungen eintreten ist. Die aber lassen sich nach den bisherigen Erfahrungen mit beinahe derselben Sicherheit vorausberechnen wie eine Mondfinsternis, und das es nach den von mir angestellten Ermittlungen während der letzten fünf Jahre stets einen Zeitraum von mindestens zwei Tagen in Anspruch genommen hat, um eine bei dem Mieberstellung eintretende Unterbrechung zu beenden, so müßte es doch mit dem Taktel gehen, wenn gerade in unserem Fall die Störung nur von kürzerer Dauer wäre. Auf ein bischen Glück muß man schon rechnen. Diese Zurecht hat mich noch kaum

sondels in meinem Leben bezeugen. Dem Mühen kommt der Zufall fast immer zu Hilfe.“

George Marshall vertrat in nachdenklichen. Er zweifelte nicht mehr, daß Marshall alle Eigenschaften seines kühnen Mannes bereits bis ins kleinste erworben habe, und wenn ihm auch noch lange nicht alles vollständig klar war, so fühlte er doch, daß durch vieles Fragen das gar zu einseitig hingeworfene. Die Mieberstellung des anderen hatte ihn mit einem so schmerzlichen Vertrauen in seine geistige Überlegenheit erfüllt, daß er schon jetzt sehr entschlossen war, hindurch zu tun, was ihm Marshall für möglich und auszuführen halten würde.

Ein einziges Bedenken nur glaubte er ihm nicht weitbringen zu dürfen. „Sie gehen vielleicht von der Voraussetzung aus, daß ich mich mit der Korrespondenz befassen kann nach meinem Belieben nach Mantua lassen kann. Das ist aber nicht der Fall. Man hat mir so bestimmt weiß, schon einen anderen Techniker für die nächste Reise nach London in die Schweiz ausgesendet, und man würde mich ohne allen Zweifel abdrängen, wenn ich etwa dorthin eilte, mich nicht seiner zu fenden.“

„Das dürfen Sie auch schon deshalb nicht tun, weil es leicht Verdacht erregen könnte. Wann soll denn Ihr Nachfolger seine Stelle antreten?“

„In ungefähr sechs Wochen, wie ich gehört habe.“

„Dann müssen wir ihn also zuvorkommen. Sie werden Ihre Stellung aufgeben und einige Wochen vor dem anderen abreisen — am besten schon in acht oder zehn Tagen, damit Sie unterbewußt zur Stelle sind, wenn der Abgang zum Stande gekommen ist. Dorthin müssen Sie natürlich zu reisen, als ob Sie noch immer im Dienst der Gesellschaft wären. Da Sie den Beamten bekannt sind, wird niemand daran zweifeln.“

„Es wäre kaum anzunehmen. Aber sowie der andere eintrifft, würde ich natürlich als Geschäftler entlarvt sein.“

„Aber, bis dahin sind Sie längst wieder über alle Berge und sind überdies ein reicher Mann, der sich um die gute oder schlechte Meinung der Leute keine Sorge zu machen braucht. Aber werden Sie denn auch wirklich ausfindig bringen, was ich von Ihnen erwarte?“

„Die Unterbrechung der Leitung — meinen Sie? Oh, das wäre für jemand, der ungelindert und unbeschadet arbeiten kann, gar nicht so schwer. Ich brauche nur die beiden Hauptleitungsdrähte miteinander zu verwechseln, dann kann der Strom, der sich zwischen ihnen ausbreitet, nicht mehr über die Stelle hinausgehen und gelangt nicht in die Apparate. Ich kenne eine Stelle auf dem Telegraphenamt in Port Louis, wo das Kabel durch die Erde in einen Keller hineinkommt und wo man eine solche Verbindung sehr leicht bewirken könnte, ohne daß eine Unterbrechung zu fürchten wäre.“

„Nun wohl, dann werde ich kein Hindernis mehr, das uns abhalten könnte, die Sache in Angriff zu nehmen. Sie sind also bereit, gemeinschaftlich mit mir zu handeln?“

„Wenn Sie mir das nötige Vertrauen schenken — ja.“

„Und Sie werden reihen Mann halten, auch gegen Mabel?“

„Sie soll kein Wort von unserer heutigen Unterredung erfahren. Sie aber wird sie es aufnehmen, wenn sie hört, daß ich trotz meines ihr gegebenen Versprechens wieder nach Mantua gehen will.“

„Geben Sie ihr, daß es das legitim sein solle, und suchen Sie ihr klar zu machen, daß Sie um Ihren Gutsinn willen den Auftrag der Gesellschaft nicht ablehnen dürfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland.

Der nach einem anderen Wahl glücklich sein kann, steht sich mit Recht unglücklich.

Karl.

Eine geheimnisvolle Krankheit.

(Nachdruck verboten.)

Unter wieder taugen im Meide der medizinischen Wissenschaft neue Probleme auf, die der Lösung harren; erst kürzlich wurde das einer kleinen Insel an den Küsten Englands der Miasma eine Geisteskrankheit, deren Namen und Entstehung bei gelehrten Mätern aufzählt. In der „Zeitung“ berichtet Dr. v. d. Wende von einem anderen geheimnisvollen Geiste, das kürzlich Gegenstand der Forschung geworden ist, und gegen das die Heilmittel trotz aller Bemühungen ein unversiegliches noch nicht zu finden vermochte. Einmal Tages erschien bei einer der berühmtesten ärztlichen Fakultäten des Reichs, das ein treffliches Beispiel und bei dem größten Mangel an der höchsten Schule sei es in seinen Abweisen immer beständig worden durch eine sonderbare Erscheinung auf der linken Schulter. Er blickte die Hände, und heraus trat ein weißer, platter Mann von etwa 2 Zentimeter Länge bei 1 1/2 Zentimeter Breite. Der Körper warbete sich, aber bestimmte sich nicht weiter um die Umgebung.

Der Mann, der sich nicht weiter um die Umgebung bewegte, war jedoch von einer Zeit, die der Wissenschaft bisher unbekannt war. Die rätselhaften Erscheinungen wurden dem bekannten amerikanischen Psychologen Prof. Smith übergeben, der in ihnen Eingeweihten erkannte, die in Japan bereits einmal beobachtet worden waren. Wie ein amerikanischer Wissenschaftler voran erkannte, blieb schließlich unerklärlich, gleichwohl fand man das Tier in den Armen der medizinischen Fakultät verurteilt. Man mußte sich wohl überlegen, daß die Erscheinung, die rätselhaften Erscheinungen genau so überwand. Da man kein Mittel kannte, mußte man beobachten, wie das Leiden des Geistes immer mehr anwuchs. Bald empfand er furchtbare Schmerzen, und schließlich wurde er wahnsinnig. Diese Erscheinung der Geisteskrankheit war nicht übersehbar; die Erscheinungen hatten das Geisteserleid. Der Mann stand in einem Zustand von Delirium tremens. Bei der Autopsie unterrichtete man sorgfältig das Gehirn; das Gehirn war von den Ästen durchdrungen und genügt. Es blieb nur ein Rest, wie bei unglücklichen Patienten viele Qualen und inneren Verwundungen so lange ertragen konnte. Der untere Teil des Gehirns wurde dann genauer untersucht. Er hat keine regelmäßigen Formen, rollt sich, bewegt sich und genügt nicht manchmal an einen mehrfachen Gehirn. Seine Fortpflanzung ist ganz ungewöhnlich: die Schale ist sehr dünn, während durch die Schale, während sich und werden zu neuen ganzen Schichten, die sich im menschlichen Organismus festsetzen. Das einzige Ziel wurde in Tokio von den Ärzten bei medizinischen Fakultät eine Frau unterrichtet, die die gleichen Symptome dieser rätselhaften Erkrankung zeigte. An einzelnen Stellen ihres Körpers fand man in einem Zentimeter Durchmesser bis zu 1500 dieser Wesen. Dabei gelang die seltsame Befestigung, daß der Patient nur ein vorhergehender Zeit seiner Geistes ist. Man fand davon das Gehirn in Fortschritten, so 3, 8, in der Länge eines fingerlangen Drogen. Dem Drogen hatten die Ärzte



Die Schiffe als Menschenrecher. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.

Der Schiffsverkehr. In der französischen Akademie für Medizin machte Dr. Magnan, der längere Zeit als Arzt der französischen Flotte in Sinesien gewirkt hat, interessante Mitteilungen über die Verbreitung der Geisteskrankheiten und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in China und über die Bedeutung der Geisteskrankheiten in der östlichen Asien. Die Drogen, die die Geisteskrankheiten in der östlichen Asien verbreitet, sind in vielen Ländern, so selbst der französischen Flotte aus, die Schiffe des Schiffsverkehrs als Menschenrecher.